MUSEUM HELVETICUM
Vol. 4 1947 Fasc. 2

Aineias

Von *Ernst Howald*

Die geheimnisvollen Angaben der Ilias über Aineias sind begreiflicherweise immer wieder als Anspielungen auf ältere Sagen resp. Dichtungen angesehen worden, von denen wir sonst keine Kunde bekommen haben. *N* 459 findet Deiphobos den Ai. untätig hinter den Kämpfenden, «denn immer zürnte er dem Priamos, weil dieser ihn, wiewohl er edel war unter den Männern, in keiner Hinsicht ehrte». *Y* 180 hält ihm Achill vor, er mache Ansprüche auf die Königswürde des Priamos, und im gleichen Buch, Vers 300, will Poseidon den durch Achill bedrohten Ai. retten, weil sonst Zeus zornig werde, da es seine Bestimmung sei, heil davonzukommen, damit das Geschlecht des Dardanos nicht verschwinde. Denn seit einiger Zeit habe Zeus gegen das Geschlecht des Priamos einen Haß gefaßt. So wird also jetzt (d. h. in kurzem) Ai. über die Troer herrschen, er und seine Nachkommen.

Aber von den auf Grund dieser Stellen vermuteten älteren Aineiassagen ist sonst keine Spur vorhanden. Im epischen Kyklos, in dem wir neben ganz Jungem immer ältere Sagenreste zu suchen berechtigt sind, d. h. in unserem Fall in der Iliu Persis zieht Ai. nach dem Laokoonprodigium mit den Seinen aus der Stadt (Fr. A 7 Bethe). Das kann nicht anders gedeutet werden als ein hilfloser Versuch, die Prophezeiung des *Y*, die eindeutig eine Herrschaft des Ai. in Troia verkündet, notdürftig durch eine Scheinlösung in Erfüllung gehen zu lassen, da ein Königtum des Ai. in Troia durch die sanktionierte Troiasage ausgeschlossen war. Es ist die Lösung einer Aporie, wie, nebenbei bemerkt, auch jene durch nichts bewiesenen und zu beweisenden modernen Behauptungen, die Stellen des *Y* seien durch Ansprüche von Herrschergeschlechtern irgendwo in der Troas hervorgerufen, die sich von Ai. herleiten wollten (so Wilamowitz, Die Ilias und Homer, S. 83 I, Der Glaube der Hellenen I, S. 321; Malten, Archiv f. Religionswissenschaft 29 [1931] S. 33; Schadewaldt, Von Homers Welt und Werk [1944] S. 95).

Vergeblich sucht man auch nach den Spuren irgendeiner Tat, die Ai.' Heldentum zu begründen imstande wäre und die seine einzigartigen Prätentionen oder die einzigartigen Absichten des Schicksals mit ihm rechtfertigen könnte. In und außerhalb der Ilias gibt es im troischen Krieg nichts, was als solche gewertet werden dürfte, im Gegenteil: zwar wird Ai. wiederholt in den gleichen Rang mit Hektor gestellt, aber an den beiden entscheidenden Stellen seines Auftretens in der Ilias kann er nur mit knapper Not im letzten Augenblick von Göttern gerettet werden. Das einzige, was an ihm «echt» aussieht, ist sein Sohnesverhältnis zu Aphrodite und zu Anchises. Schon die Undurchschaubarkeit seines Namens (und des Namens des Vaters), der Zusammenhang desselben mit einem sichtlich von der

Aineiassage unabhängigen Epitheton der Aphrodite erweisen Alter und Ursprünglichkeit seiner Abkunft. Ohne weiteres wird man geneigt sein, in den Beziehungen der Aphrodite zu Anchises eine der Varianten jener Liebschaften der Göttin zu erkennen, ähnlich denen zu Adonis, deren religiöse Hintergründe uns hier nichts angehen. Die Anchises-Variante ist nur dadurch von den andern etwas verschieden, daß der aus dem Liebesbündnis entstandene Sohn eine durch einen ehrwürdigen Namen festumrissene Figur ist.

Aber wie ist diese Figur in den troischen Kreis hineingekommen, wie ist Ai. zu jenen oben angeführten eigentümlichen Ansprüchen gekommen, die mythologische *ἅπαξ λεγόμενα* sind? Aber damit noch nicht genug: wie ist seine Flucht aus Troia entstanden, aus der sich wiederum die Irrfahrten weiterbildeten, mythengeschichtlich von einer geradezu einzigartigen Fruchtbarkeit, die Ai. zuletzt zum Gründer Roms und damit zur erfolgreichsten Sagenfigur der Antike machten?

Eine befriedigende Antwort auf diese Fragen kann nicht gegeben werden, solange man den Blick nur auf einzelne Teile des Epos richtet und für die Gesamtheit höchstens einen Redaktor und nicht einen Dichter verantwortlich macht, dessen gewaltige Erfindungslust und Erfindungskraft im Dienste bestimmter kompositioneller Absichten liegt. Denn nur durch die Ilias allein – und nicht durch irgendwelche unbekannte Faktoren – ist Ai. zu einer Funktion im troianischen Krieg gekommen, alles andere aber, und zwar gerade seine erstaunliche Karriere in der Mythologie, ist dann sekundär aus der Notwendigkeit entstanden, die Erfindungen und momentanen Impromptus des Iliasdichters zu realisieren, sie an die übrigen Sagengestaltungen anzugleichen und sie weiter auszubauen.

Zuerst muß man sich einmal der Tatsache bewußt werden, daß Ai. in der Ilias nicht vor dem fünften Buch auftritt. Das ist äußerlich insofern nicht ganz richtig, als er schon im Troerkatalog des *B* (820) als Führer der Dardanier zusammen mit den beiden Söhnen des Antenor, Archelochos und Athamas, eingeführt wird. Doch kann niemand dieser Stelle Gewicht beilegen, ist sie doch einfach aus *M* 98ff. übernommen; daß die drei als Hauptleute der Dardanier bezeichnet werden, ist ein Versuch des Katalogisten, der durch zahlreiche Anreden («Troer und Dardaner und Bundesgenossen» oder «Troer und Lykier und Dardaner») beglaubigten, aber schon dem Iliasdichter nicht mehr verständlichen Existenz dieses Volkes im Truppenverzeichnis Ausdruck zu geben. So töricht dies tönt – wahrscheinlich hat dem Ai. seine im *Y* bezeugte Herkunft von Dardanos das Kommando über die Dardanier verschafft.

Wir dürfen also, unter Vernachlässigung dieser Stelle im *B*, erneut feststellen, daß Ai. erstaunlicherweise zum ersten Mal im *E* auftritt. Sein Auftreten ist raffiniert mit der Rache an Pandaros verbunden, der für seinen hinterhältigen Vertragsbruch im *Δ* noch nicht zur Rechenschaft gezogen worden ist. Solche Bestrafungen pflegen sonst immer unmittelbare griechische Reaktionen auf troische Hinterlist zu sein; die besondere Rolle der Verwundung des Menelaos im *Δ* hat

diese normale Abfolge nicht erlaubt. Darum muß Pandaros jetzt noch einmal einen griechischen Helden mit der Waffe der Feigheit, dem Pfeil, verwunden, und zwar den Helden, der das ganze fünfte Buch beherrscht, Diomedes. Um nunmehr den Ai. in Verbindung mit Pandaros zu bringen, wird vom Dichter die Fiktion aufgestellt, Pandaros habe wider den Rat seines Vaters Pferde und Wagen nicht nach Troia mitgebracht und müsse deshalb, falls er mit der Lanze kämpfen wolle, bei einem andern aufsteigen. Nach dem Austausch von Komplimenten einigen sich Pandaros und Ai., daß letzterer, da er mit den Pferden vertraut sei, den Wagen lenken, Pandaros als Kämpfer mitfahren solle. Bei dem dann einsetzenden Kampfe wird er von Diomedes tödlich getroffen; jetzt steht Ai. in Verteidigung des Leichnams dem Diomedes allein gegenüber. Unser Gefühl sagt uns, daß er im Kampf mit dem Unwiderstehlichen keine Chancen hat. Er wird voraussichtlich fallen. Soweit scheint es einer der vielen Zweikämpfe zu sein, wie sie der Dichter zu Hunderten mit leichter Hand zu gestalten pflegt. Auch die Fortsetzung, obgleich sie nicht dem Erwarteten entspricht, ist doch nicht ohne Parallelen: die Mutter Aphrodite kommt dem Ai. zu Hilfe und rettet den bereits durch einen Steinwurf des Diomedes Ohnmächtigen in letzter Minute. Solche Rettungen sind nicht häufig, aber sie kommen auch sonst vor. Der Dichter muß hie und da Helden, die später noch auftreten sollen, auf diese Weise am Leben erhalten. Aber ganz einzigartig ist, was auf diese Rettung folgt. Diomedes läßt sich diese Einmischung nicht gefallen, geht auf Aphrodite los und verwundet sie. Über diese berühmte Szene braucht es keine weitern Worte. Sie ist eine erste gewaltige Steigerung in der Aristie des Diomedes; als zweite kommt später die Verwundung des Ares, dessen Eintreten in den Kampf seinerseits wieder mit dem Ausscheiden des Ai. begründet wird, des Ai., «den wir – Ares spricht in der Gestalt eines Troers – gleich ehrten wie den göttlichen Hektor». Sobald man sich nun dieser Dynamik des fünften Buches bewußt wird, so wird es einem sofort klar, daß Ai. nur um der Mutter willen in dieser Szene auftritt. Ein Sohn der Aphrodite mußte auf troischer Seite kämpfen, damit die unkriegerische Göttin sich der Waffe des Diomedes preisgäbe und sich so jene köstlichen Situationen entwickeln könnten, die jedem unvergeßlich sind. Und zwar spricht alles dafür, daß er diesen Sohn der Aphrodite nicht etwa unter den schon vorhandenen troischen Kämpen vorfand, sondern ihn, fast möchten wir sagen: von seinen Herden weg, nach Troia verpflanzte. Doch davon später. Einstweilen wollen wir feststellen, daß er jetzt da ist, und nun, fast gezwungenermaßen, vom Dichter wieder verwendet werden muß. Noch im selben fünften Buch wird der durch göttliche Pflege Wiederhergestellte und in den Kampf Zurückgeführte dem Antilochos und Menelaos gegenübergestellt und weicht vor ihnen, «obgleich er ein schneller Krieger ist». *Z* 275 tritt Helenos zu Ai. und Hektor und redet beide an, obwohl, was er zu sagen hat – es handelt sich um die Vorbereitung der für die Ökonomie des Ganzen so wichtigen Begegnung Hektors mit Andromache –, eigentlich nur für Hektor bestimmt ist. *Λ* 58 wird er unter den troischen Führern aufgezählt, Ai., der im Volk der Troer wie ein Gott geehrt

wird, *M* 99 kommandiert er mit Archelochos und Athamas eine der fünf Heeresabteilungen. Im *N* kämpft er, in einer jener für dieses Buch typischen Ausweitungsszenen, gegen Idomeneus. Um ihn einzuführen, erfindet ihm der Dichter einen Schwager, Alkathoos, den Gemahl einer offenbar älteren Schwester, also eines Kindes aus einer normalen Ehe des Anchises: in seinem Haus läßt er den Ai. aufgewachsen sein. Als Sohn der Aphrodite hat er eigentlich kein Heim. *Ξ* 425 taucht sein Name unter troischen Kämpfern auf, ebenso in der großen Schlacht im *O* (322), im *Π* steht er im Kampf um die Leiche des Sarpedon neben Hektor, ebenso ist er an den Kämpfen um den Leichnam des Patroklos lebhaft beteiligt: zum Schluß ziehen sich die Griechen, die sich endlich der Leiche bemächtigen konnten, langsam zurück, dauernd bedrängt von Ai. und Hektor.

In allen diesen Szenen ist er einer der vielen, ein bloßer Name, allerdings ein respektabler, da er wiederholt neben Hektor steht; aber er könnte auch durch einen andern ersetzt werden, etwa durch jenen Polydamas, der im älteren Zornesgedicht offenbar eine so bedeutsame Rolle spielte[1]. Aber Homer zieht seine eigene Schöpfung vor; ihre große Stunde – abgesehen von dem ersten Auftreten des Ai. – kommt aber in jenen Kämpfen, in denen der Dichter seines ganzen Personals, überhaupt eines gewaltigen Apparates bedarf, um die höchstmögliche Steigerung zu erreichen: Götterkämpfe, Kämpfe der Elemente unter sich und mit den Menschen, unzählige Kämpfe der Helden miteinander, wobei einem die bescheidene Zahl fester Figuren auf troischer Seite deutlich bewußt wird: es ist die Schlacht nach dem Wiedereintritt Achills in den Krieg, die mit der Erlegung Hektors endet. Eine der Vorstufen dieses Entscheidungskampfes, die alle dazu da sind, die eigentliche Entscheidung hinauszuschieben und damit die Spannung zu erhöhen, ist der Zweikampf Achills mit Ai. Da dieser wiederholt neben Hektor gestellt oder direkt als der zweite nach Hektor bezeichnet wurde, so ist er dazu geschaffen, als Vorbereiter des Kampfes mit Hektor zu dienen. *Eine* Eigenschaft gibt ihm dazu noch besondere Berechtigung: er ist, wie Achill, der Sohn einer Göttin, und zwar einer noch größeren, als es Thetis ist (*Y* 103ff.). Entsprechend der Wichtigkeit der Situation setzt der Dichter seine ganze unbeschränkte Erfindungskraft ein. Was er im Verlauf der Ilias in unzähligen nebensächlichen Episoden macht, nämlich Biographien erfinden, in denen man zu Unrecht immer wieder anderes sucht als Momentanerfindungen, das tut er hier im großen. Zum gewöhnlichen Erfindungsgut gehört es, daß Ai. schon einmal dem Achill begegnet sein soll, schon einmal von ihm besiegt oder zum mindesten verfolgt wurde. Bei dem Priamossohn Lykaon wird sich diese Erfindung wiederholen (*P* 34ff.). Ai. wurde, als er auf dem Ida die Herden hütete, von Achill überrascht und nur durch Zeus' Eingreifen gerettet. Mit Recht werden wir in diesem Impromptu die unbewußte Erinnerung des Dichters erkennen, daß er den Ai., der als Hirt auf das Idagebirge gehört, wie im homerischen Hymnus auf Aphrodite Anchises dort seine Herden weidet, in die Stadt Troia verpflanzt hat. Einmaliger aber sind die Dinge, von denen wir am

[1] Vgl. S. 138 meines Buches «Der Dichter der Ilias», Erlenbach 1946.

Anfang gesprochen haben, vor allem die Prophezeiung einer Herrschaft des Ai. über Troia nach dem Sturz der Dynastie des Priamos. Wie kommt Homer zu einer solchen Erfindung? Man könnte sich mit der Antwort begnügen, daß die Erfindungsfreiheit unbeschränkt ist. Aber diese Kapitulation ist nicht nötig, wenn man sich der Voraussetzungen deutlich bewußt ist, denen der Dichter gegenüberstand: er hatte einem Helden, der bisher in den troianischen Ereignissen keine Rolle gespielt hatte, einen allerersten Rang auf troischer Seite zugewiesen, ihn direkt neben Hektor gestellt; dieser große Held kommt aber in den bereits festumrissenen Kämpfen, die zur Eroberung der Stadt führen, nicht mehr vor. Aus dieser Lage heraus phantasiert er. Er will keine neue Sage begründen, er denkt nicht an die Zukunft seiner Phantasien, er stellt sich kaum etwas Genaues vor bei seinen Worten. Warum aber, so kann man einwenden, läßt er seinen neugeschaffenen Helden nicht einfach umkommen; so wäre er aus aller Verlegenheit gewesen. Daran mag ihn der Nimbus gehindert haben, der mit diesem traditionsbeladenen Sohn der großen Göttin verbunden war.

Wie anders wirkt doch Homer, wenn wir ihn uns mit dieser freien Gestaltungskraft schaffend vorstellen. Verhängnisvoll aber ist es, wenn man ihn immer aus «dem Mythos» schöpfen läßt, als ob das ein Gefäß wäre mit unbeschränktem, von alters her überliefertem Inhalt. So dichtet nur das Epigonentum des Epos, obgleich es natürlich nicht angeht, den trennenden Strich genau zu ziehen. Erst als die Ilias einen so ungeheuren Erfolg hatte, daß sie und ihre Erfindungen gleichsam verpflichtend wurden, als alle andern Epen, die von Troia handelten, sich den Gestaltungen der Ilias anbequemten, da wurde es anders. Selbstverständlich mußte jetzt des Ai. Flucht vor Achill auf dem Ida in die Frühgeschichte des Krieges aufgenommen werden und stand in den Kyprien zu lesen. Aber es durfte Ai. auch sonst bei wichtigen Ereignissen nicht fehlen, da ein so großer Held nicht die Jahre hindurch unbemerkt und tatenlos gewesen sein konnte. So las man im selben Gedicht, daß Ai. auf Befehl seiner Mutter Paris auf seiner Fahrt zu Helena begleitet habe. Das ist eigentlich selbstverständlich in Anbetracht der Rolle, die Aphrodite gegenüber Paris spielt. Solche Erfindungen gaben sich fast von selber. Schwieriger aber stand es mit den Prophezeiungen des Poseidon, die, wie wir am Anfang festgestellt haben, im Gegensatz standen zu der sonst vertretenen Annahme einer endgültigen Zerstörung Troias. Hier konnten nur Ausflüchte, Scheinlösungen Platz greifen. Darum ging es lange, bis eine durchschlug. Die Lösung der Iliu Persis gab nur die ungefähre Richtung für Lösungen: das Königtum des Ai. über Troer mußte außerhalb der Stadt sich verwirklichen. Dieser Gedanke war aber so reich, daß er immer neuen Gestaltungen rief durch die Jahrhunderte hindurch, weil er sich mit den Abenteuerfahrten nach dem Vorbild der Odyssee verband. Dies alles erwuchs letzten Endes aus einem leicht hingeworfenen Verlegenheitseinfall des Dichters der Ilias.

La poésie lyrique et la poésie dramatique dans les découvertes papyrologiques des trente dernières années

Par *Victor Martin*

La fin du XIXe siècle et le début du XXe ont apporté à notre connaissance de la littérature grecque un accroissement notable, par la découverte, parmi les papyrus exhumés en Egypte, de textes littéraires jusqu'ici inconnus. Il suffit d'énumérer, pour s'en convaincre, les titres suivants, avec la date de leur première édition: Aristote, *Constitution d'Athènes*, 1891; Hérondas, *Mimiambes*, 1891; Bacchylides, *Epinicies* etc., 1897; Ménandre, importants fragments d'un recueil de ses *Comédies*, 1907; Pindare, *Péans*, 1907; Euripide, *Hypsipylé*, 1908; Sophocle, *Les Limiers*, 1912. Ces découvertes – et seules les plus importantes ont été mentionnées – se distinguaient par l'étendue et le bon état de conservation, relatif, des manuscrits retrouvés, apportant ainsi à notre génération des portions substantielles d'œuvres célèbres, jusqu'ici plus devinées que vraiment connues par l'intermédiaire de citations, allusions ou imitations.

Si la trentaine d'années qui nous sépare de la première guerre mondiale ne se signale peut-être pas à l'attention par des résurrections aussi massives et sensationnelles, elle a cependant fourni un contingent d'inédits qui, s'il ne peut se mesurer avec celui de la période précédente sous le rapport de l'intégrité et de l'étendue des manuscrits (sauf, peut-être, en ce qui concerne la poésie alexandrine), compense largement ce déficit par la qualité des œuvres ramenées à la lumière après tant de siècles. N'y trouve-t-on pas, en effet, des poèmes presque intacts de Sapho et d'Alcée, des fragments de pièces d'Eschyle dont nous ne connaissions jusqu'ici guère que le titre, enfin des restes si copieux de l'œuvre de Callimaque que la figure de ce poète, illustre parmi les Alexandrins, se précise à nos yeux d'une façon étonnante.

La prose a peut-être été moins favorisée que la poésie. Cependant, dans le domaine de la littérature biblique, des découvertes remarquables ont été faites, qu'il s'agisse de textes non canoniques ou de manuscrits des textes canoniques auxquels leur date élevée confère une valeur particulière. De ce fait, une contribution précieuse a été apportée à la controverse touchant l'origine et la formation de la littérature évangélique autorisée.

Enfin, la période qui nous occupe ne le cède à aucune autre pour la richesse des trouvailles de papyrus documentaires. Des sites déjà exploités pourtant, comme Oxyrhynchos et le Fayoum, ont livré, aussi bien aux fouilleurs clandestins indigènes qu'aux investigateurs systématiques et savants des deux mondes, des masses énormes et souvent homogènes de documents d'archives qui demanderont, pour être toutes publiées et mises en valeur, des générations d'érudits.

On voit par cette rapide revue, que l'activité des papyrologues, sous toutes ses formes, ne s'est point relâchée malgré les conditions défavorables représentées par deux guerres universelles de longue durée, et que leurs travaux n'ont cessé d'apporter de nouveaux enrichissements à notre connaissance de la littérature et de l'histoire de l'antiquité classique.

Les pages qui suivent sont destinées à informer de ces découvertes un public plus étendu que celui des spécialistes de la papyrologie, à montrer les enseignements qu'elles apportent et les nouveaux problèmes qui se posent à leur sujet. Il va sans dire que l'essentiel seul pourra être relevé ici. Le lecteur désireux d'une information exhaustive devra la chercher dans les bibliographies papyrologiques de l'*Archiv für Papyrusforschung* (Leipzig) (jusqu'à 1941), du *Journal of Egyptian Archeology* (Londres), d'*Aegyptus* (Milan), de la *Revue des Etudes grecques* (Paris), ou des *Chroniques d'Egypte* (Bruxelles).

1° Poésie lyrique lesbienne

Les découvertes dans ce domaine se sont multipliées ces dernières années. Elles seront d'autant mieux accueillies que la destinée avait été jusqu'ici cruelle pour ces poètes si goûtés et si imités durant toute l'antiquité. On ne connaissait de leur œuvre considérable que de minimes débris. La situation, comme on va le voir, est aujourd'hui un peu plus favorable, grâce aux papyrus.

a) Sapho

Nous pensons rendre service au lecteur en donnant d'abord la liste des papyrus Sapho, en réunissant, cas échéant, les fragments dispersés d'un même manuscrit; les dates entre parenthèses sont celles de la publication du recueil cité.

P Oxy. I 7 (1898) pl. II; III 424 (1903); X 1231 (1914) pl. II + 2081c + 2166a (1927, 1941); X 1232 (1914) pl. I; XVII 2076 (1927) pl. I; XV 1787 (1921) pl. II + 2166d (1941) + P. Halle 2 (1913); P. Berlin 5006, 9722, Berl. Kl. Texte V 2 (1907); PSI II 123 (1913) pl. II; P. Milan + P. Copenhague 301 (pl. dans Philol. 93 [1938] p. 284); Ostr. Flor. (*Annali reale Scuola normale sup. Pisa* VI [1937]) pl. II, aussi *Philol.* 92 (1937) p. 118.

Les mieux conservés de ces fragments figurent déjà dans le *Lyricorum graecorum Florilegium* donné aux Editiones helveticae par F. Wehrli, 1946, cité ci-après Ed. Helv.

A part l'ostracon qui représente apparemment une copie d'écolier, nous avons maintenant les restes de dix manuscrits différents d'œuvres de Sapho, huit sous la forme de rouleaux de papyrus datant du IIe et du IIIe siècle après J.-C., deux sous celle de codices, beaucoup plus tardifs (VIIe siècle), de parchemin.

Ces débris des œuvres de la grande poétesse lesbienne, pour autant qu'ils proviennent de livres proprements dits, et non de copies de poèmes isolés, nous fournissent de précieux renseignements sur l'aspect extérieur des éditions de ses ouvrages aux époques romaine et byzantine. Les copistes de ce temps ne faisaient

du reste que continuer les traditions inaugurées par les éditeurs alexandrins. Ainsi se trouve par exemple confirmée et illustrée l'indication des grammairiens anciens selon laquelle les poèmes de Sapho étaient distribués en neuf livres, selon leur forme métrique. Dans P. Oxy. 1231, p. ex., nous avons un reste du livre premier, comme l'atteste le titre, inscrit selon l'usage à la fin de la section, *μελῶν α ΧΗΗΗΔΔ*, c'est-à-dire «(Fin du) 1er livre des poèmes, 1320 vers»[1]. Or ce papyrus ne contient en effet que des strophes saphiques proprement dites de quatre vers. Mille trois cent vingt vers en représentaient donc 330. On peut évaluer d'après ce chiffre l'étendue de nos pertes. Les livres II, III et IV se composaient de poèmes en strophes de deux vers de différentes mesures, le cinquième de poèmes en strophes de trois vers, et ainsi de suite. On peut donc maintenant, avec une assez grande certitude, assigner les nouvelles trouvailles à tel ou tel livre de l'édition antique.

Ce qui est plus important, c'est de pouvoir se représenter la disposition du texte dans cette édition. Les poèmes se succèdent sans espace intermédiaire ni titres. Ils sont distinguées les uns des autres par la *κορωνίς*, arabesque assez élaborée placée dans la marge au point où se termine un poème et où commence le suivant. Les strophes sont marquées par des tirets interlinéaires (*παράγραφοι*). Des signes de ponctuation et de quantité, des accents, esprits, des apostrophes sont assez fréquents, sans être l'objet d'une notation systématique; leur adjonction est souvent secondaire. A l'occasion, une ligne convexe, placée sous un groupe de lettres, avertit le lecteur qu'il se trouve devant un mot composé. Ces particularités graphiques sont propres à toutes les éditions soignées de textes lyriques. On les retrouve notamment dans les papyrus d'Alcée. Elles sont destinées à faciliter la lecture. Dans certains exemplaires, le texte est accompagné d'annotations critiques et explicatives, p. ex. P. Oxy. 2076.

La plupart du temps, ces manuscrits nous sont parvenus dans un état de mutilation déplorable, dont le temps ne paraît pas seul responsable. A. S. Hunt remarque que dans plusieurs cas «ils ont été déchirés en tout petits morceaux» (P. Oxy. 1231, introd. p. 20, 1787, introd. p. 26), ce qui semble indiquer une volonté délibérée de destruction. Sans doute la simple ignorance peut en être la cause, mais il n'est pas interdit non plus d'y voir peut-être une manifestation du fanatisme religieux s'exerçant, après le triomphe de l'Eglise chrétienne, sur les auteurs païens réputés immoraux[2]. Quoi qu'il en soit, cet état de choses a mis à une rude épreuve la patience et la sagacité des éditeurs. Telle colonne de texte que nous lisons commodément une fois imprimée n'a été obtenu que par le rapprochement de plus

[1] Cf. P. Oxy. 1232 III 7, 2076 II 25 *Σαπφο[ῦς μελῶν] β.*

[2] L'humaniste Petrus Alcyonius (1486–1527), professeur de grec à Florence écrit ceci: «Etant un jeune garçon, j'ai appris de Démétrius Chalcondylas que les prêtres de l'église grecque eurent assez d'influence sur les empereurs pour obtenir d'eux qu'ils fissent brûler une grande partie des ouvrages des anciens poètes grecs, en particulier ceux qui traitaient des passions, indécences et follies des amoureux, et ainsi disparurent les pièces de Ménandre, Diphile, Apollodore et Alexis, ainsi que les poèmes de Sapho, Erinna, Anacréon, Mimnerme, Bion, Alcman et Alcée.» (Cité par J. M. Edmonds, *Lyra gràeca* III p. 679.) Les destructions pratiquées dans la capitale de l'empire peuvent bien avoir été imitées dans les provinces.

de vingt fragments dispersés! Il arrive aussi que des morceaux d'un même manuscrit parviennent dans des collections différentes, notamment quand les découvertes sont faites par des indigènes qui se partagent leur trouvaille, dans l'espoir d'en retirer un bénéfice plus grand. D'autres fois il s'agit de larcins commis par les ouvriers employés par les archéologues occidentaux dans leurs fouilles systématiques et dont les produits parviennent ensuite sur le marché des antiquités où ils sont acquis par des collectionneurs privés ou par des instituts scientifiques. On s'expliquera de l'une ou de l'autre façon la présence dans la collection de l'Université de Halle d'un fragment de Sapho, connu depuis 1913, qui se révéla neuf ans plus tard comme faisant partie du rouleau publié en 1922 dans le XVe Vol. des Papyrus d'Oxyrhynchos, sous le n° 1787, ou plus récemment encore la découverte qu'un autre fragment de Sapho, publié par A. Vogliano en 1938 et conservé à Milan, trouvait heureusement son complément à la Bibliothèque de Copenhague[3]. Des aventures de ce genre sont fréquentes en papyrologie. On s'en réjouira doublement quand la poésie en profite.

Il arrive aussi que des débris nouveaux d'un manuscrit publié antérieurement viennent à être identifiés parmi ceux que conserve le dépôt dont provenait le premier fragment, et contribuent à la reconstitution de ce dernier. Cela s'est produit pour le second des deux parchemins de Sapho de Berlin qui, publié en 1902, a reçu en 1925 des adjonctions de cette origine (cf. l'édition de E. Lobel, pp. 79, 80).

Ces phénomènes, qu'expliquent à la fois la lacération des originaux et les conditions de leur découverte et de leur acquisition par les instituts savants, justifient l'espoir de voir certains rapprochements s'opérer, à la suite desquels des fragments, inutilisables quand ils restent isolés, reprennent toute leur valeur en se combinant avec ceux dont le hasard ou la malignité des hommes les avait séparés.

L'accroissement que notre connaissance de l'illustre Lesbienne doit aux découvertes papyrologiques se déduit facilement des constatations suivantes. Jusqu'aux dernières années du XIXe siècle, l'idée que nous pouvions nous faire de son génie poétique dépendait surtout des deux poèmes cités, respectivement, par Denys d'Halicarnasse et par l'auteur anonyme du *Traité du Sublime*, œuvres à peu près complètes, auxquelles s'ajoutaient des citations variant de quatre vers, au plus, à un mot isolé. C'est ce butin qu'a recueilli Bergk dans le tome III de ses *Poetae lyrici graeci* (4e Ed. 1882). Si l'on s'en tient aux fragments présentant une continuité suffisante, on peut dire que ce premier contingent a été doublé, entre la fin du XIXe siècle et la première guerre mondiale, pour recevoir, une fois encore, un accroissement équivalent entre la fin de celle-ci et aujourd'hui. Ainsi les textes de provenance égyptienne ont largement triplé le maigre héritage qui, jusqu'à cinquante ans d'ici encore, représentait tout ce que l'antiquité nous avait transmis de ce poète placé par elle au nombre des plus grands. Rien ne nous empêche d'espérer que les dépôts de papyrus des grandes collections des deux mondes, et le sol inépuisable de l'Egypte lui-même, enrichiront encore cette moisson. Sans

[3] *Philologus* 93, p. 277, cf. *Arch. Pap.forsch.* 14, p. 111.

doute, ce qui nous a été rendu est-il peu de chose encore, eu égard à notre curiosité et à l'ampleur de l'œuvre, et surtout le délabrement des manuscrits retrouvés cause-t-il une amère déception quand on mesure ce que contiendraient les rouleaux complets dont les débris seuls nous sont parvenus; toujours est-il que, grâce aux papyrus, notre génération peut se faire de Sapho une idée plus juste et plus complète que ses devancières, en lisant des poèmes qu'on devait, il y a un demi-siècle à peine, tenir pour irrémédiablement perdus.

L'apport des papyrus peut se classer sous trois rubriques: la langue, l'histoire du texte, l'auteur.

En ce qui concerne le premier point, le mauvais état des manuscrits est de moins grave conséquence que pour le troisième. Même des mots isolés, des lambeaux de phrases apportent de précieux indices à qui veut se rendre compte de la façon dont le dialecte lesbien utilisé par Sapho a été reproduit dans les copies de ses œuvres exécutées de l'époque impériale à l'époque byzantine, enquête préalable indispensable pour permettre de remonter, si possible, aux formes originales. Pour ce travail, les papyrus de Sapho et d'Alcée, d'une date beaucoup plus élevée que les manuscrits dont proviennent les citations de ces auteurs connues antérieurement, fournissent une base solide[4]. Ils ont renouvelé l'étude du lesbien littéraire. C'est à une préoccupation linguistique que répondent les éditions de Sapho et d'Alcée de E. Lobel, parues à Oxford en 1925 et 1927. Elles visent à déterminer la langue dont ces deux poètes se sont servis, en particulier pour guider les philologues dans leurs efforts de restauration de ces vers, parvenus souvent à nous dans un état de mutilation si regrettable. Les altérations linguistiques intervenues au cours de la transmission des poèmes, de siècle en siècle, pourront aussi être décelées et corrigées.

La conclusion à laquelle le savant éditeur est parvenu est que le même dialecte se trouve à la base de la langue qu'écrivent Sapho et Alcée, c'est-à-dire celui qu'employaient autour d'eux les Lesbiens cultivés. Mais, alors que la première s'en sert pour ainsi dire tel quel, reproduisant «autant que la nature du cas le permet, le parler contemporain de son pays et de sa classe», le second le traite avec plus de liberté; il le varie par l'introduction de formes d'autre provenance linguistique, qui lui procurent des alternatives métriques ou lui permettent des effets de contraste. Il s'écarte à l'occasion de la norme que représente la langue de Sapho. Au point de vue linguistique, l'art suprême de Sapho, c'est la simplicité même de sa langue. Sous ce rapport, il y a chez Alcée plus d'artifice, l'idiome dont il se sert est moins «naturel», plus «littéraire»[3a]. Ces remarques apportent, on le voit, une contribution de valeur à la caractéristique de ces deux poètes contemporains l'un de l'autre.

Pour ce qui concerne la métrique, il suffira de jeter un coup d'œil sur les analyses

---

[3a] Ce point est confirmé par l'article récent de E. Risch, Mus. Helv. III, p. 253.

[4] Les plus anciens mss. de Denys d'Halicarnasse et de Pseudo-Longin sont du Xe et XIe siècle tandis que certains papyrus de Sapho remontent au IIe.

qui figurent dans l'appendice du Florilegium des Editiones helveticae pour se convaincre de la moisson d'exemples de combinaisons diverses, les unes moins connues que les autres, que les nouveaux fragments ont apportée. A cet égard, le poème conservé par P. Oxy. 1232 et 2076, constitue une énigme. Ecrit en pentamètres saphiques de quatorze syllabes, mètre qui était réservé au second livre de l'édition alexandrine, ce que confirme le titre *Σαπφοῦς [μελῶν] β* figurant effectivement sur le papyrus à la fin du poème, il décrit les noces d'Hector et d'Andromaque. Sujet et style cadrent mal avec notre idée de l'art de Sapho, mais cela suffit-il pour taxer ces vers d'inauthenticité ?

Si l'on passe maintenant à la poésie elle-même, on s'aperçoit que les poèmes les plus récemment découverts enrichissent et précisent singulièrement les traits de la physionomie de Sapho telle qu'elle apparaissait déjà à travers ses vers antérieurement connus et les allusions des Anciens. Ses sources d'inspiration restent les menus événements qui marquent la vie intime du cercle de l'auteur, c'est-à-dire sa famille selon le sang et sa famille selon le cœur, ainsi qu'on pourrait définir la cohorte de jeunes filles venues de tous les points de la Grèce asiatique pour s'initier au culte des Muses, sous l'égide passionnée de la grande poétesse. Les aventures de son frère Charaxos, follement épris au cours d'un voyage en Egypte de la courtisane Doricha, et leur répercussion sur l'honneur de sa famille, forment le thème de quelques pièces, dans l'une desquelles apparaît le nom de la belle étrangère[5]. Plus souvent ce sont les événements survenus au sein du cercle de ses jeunes disciples qui sollicitent sa Muse, qu'il s'agisse des fêtes qu'on y célèbre, et pour lesquelles il faut composer des hymnes et se parer de fleurs, des sentiments que les jeunes filles éprouvent les unes pour les autres et pour celle qui les dirige avec ferveur, de leur départ de la communauté, de leur mariage, de leurs absences, de leurs retours éventuels, et des réactions que tous ces faits provoquent dans le cœur passionné de Sapho. Les accents de la célèbre description des effets de la beauté sur l'être sensible qui la contemple avec ravissement trouvent dans les nouveaux fragments des parallèles. Particulièrement émouvants sont les poèmes adressés à des absentes.

L'un des plus beaux chante l'amitié d'Arignôta pour Atthis (Diehl 98). Mariée, la première réside maintenant à Sardes, loin de sa chère compagne; elle y brille au milieu des Lydiennes, comme, après le coucher du soleil, la lune parmi les étoiles dont elle obscurcit l'éclat. Alors, entraîné par cette vision, le poète évoque la clarté nocturne répandue sur la mer et les campagnes en fleurs, la rosée qui les baigne et le foisonnement des roses et des plantes odoriférantes. Et ce tableau, qui n'était que le prolongement d'une comparaison destinée à exalter la beauté d'Arignôta, devient le décor dans lequel celle-ci, oppressée par le désir de sa compagne absente, s'agite et l'appelle à travers la nuit: «à voix haute, elle nous crie de venir, et, ces mystérieux appels, la nuit les lance à travers la mer ...». «A travers la mer», c'est-à-dire vers l'île de Lesbos, où Sapho et Atthis sont restées. La nature est associée

[5] Cf. P. Oxy. 7, 1231 fr. 1, col. 1, l. 11 *Δω]ρίχα*; cf. Diehl 25.

au sentiment, à la fois pour l'encadrer et pour l'exprimer, de la façon la plus naturelle. On a ici un spécimen caractéristique de l'acuité avec laquelle Sapho perçoit le spectacle des choses qui l'entourent et de son aptitude à le faire concourir à l'expression des états de son cœur. Le ciel, les astres, la campagne, les fleurs, la mer, les phénomènes naturels viennent d'eux-mêmes lui apporter les nuances dont son être affectif a besoin pour s'extérioriser.

La pensée d'Anactoria, une autre absente, lui inspire cette strophe admirable (27 a D = Ed. helv. 8): «Il y en a pour qui une troupe de cavaliers ou de fantassins ou une escadre de navires est le plus beau spectacle du monde; pour moi, c'est l'être que l'on aime.» Hélène n'a-t-elle pas tout sacrifié à Pâris? Et après avoir brièvement développé cette illustration du thème, elle revient à la pensée initiale, évoquant «Anactoria, dont j'aimerais mieux contempler la démarche délicieuse et le visage étincelant que tous les chariots des Lydiens et leurs fantassins menant la charge».

Cette pièce donne la clef de l'inspiration saphique; pour Sapho la vie du cœur seule importe. Le monde se réduit pour elle au cercle des êtres vers lesquels l'emporte sa brûlante sympathie; ce qui se passe en dehors de ce milieu restreint lui demeure indifférent, sauf dans la mesure où il en est affecté. Ainsi les remous politiques qui ont agité Mytilène de son vivant, et qui forment la matière principale de la poésie de son contemporain Alcée, n'étaient jamais jusqu'ici apparus dans ses vers. Les derniers fragments publiés ont apporté deux allusions à ces événements, mais loin d'infirmer l'observation qui précède, elles en fournissent bien plutôt la confirmation. Dans le poème en tercets reconstitué par le rapprochement du fragment de Milan et de celui de Copenhague (D. Suppl. 98 A = Ed. helv. 18), s'adressant à Kléis, dans laquelle, se basant sur un passage cité par Héphestion (Ed. helv. 17), on a voulu, peut-être à tort, reconnaître sa fille, Sapho passe en revue les espèces de parures florales qui conviennent aux différentes chevelures. Kléis, elle, voudrait un diadème à la lydienne (*μιτράνα*), mais Sapho ne peut satisfaire ce désir (*σοὶ δ'ἔγω, Κλέϊ, ποικίλαν οὐκ ἔχω πόθεν ἔσσεται μιτράν⟨αν⟩*), et la raison qui est avancée pour justifier ce refus, c'est l'exil des Cléanactides, c'est-à-dire d'une des maisons aristocratiques détentrices du pouvoir politique, à Mytilène jusqu'à l'établissement de la tyrannie de Myrsilos et de la suprématie de Pittacos. Les lacunes du papyrus, jointes à l'altération du texte dans les vers qui précèdent le passage cité tout à l'heure, ne permettent pas de déterminer exactement le rapport que l'auteur établit entre le refus de la *μιτράνα* et la *Κλεανακτίδαν φύγα*[6], mais qu'il mentionne celle-ci à propos de ce refus et qu'il déplore les malheurs qui, pour Mytilène, ont accompagné cet exil (*τεῖδε γὰρ αἶνα διερρύ[η]*), cela ne fait pas de doute. Pour inattendue que nous semble cette allusion à un événement politique contemporain sous la plume de Sapho, il est signicatif qu'elle apparaisse à l'occasion d'une circonstance tout intime, aussi éloignée que possible de la politique.

[6] Ces mêmes Cléanactides dans le fr. d'Alcée P. Aberdeen 7, v. ci-après.

On lit d'autre part sur un fragment incomplet d'Oxyrhynchos[7]]ν φιλότ[ατ]' ἦλεο Πενθιλήαν précédé par ἄλλ]α σ' ἔγω'νκ ἐάω. L'auteur semble y reprocher à la personne à qui elle s'adresse – est-ce une de ses jeunes amies ?, à la l. 1 *Μίκα* est probablement un nom propre – une liaison avec un membre de la famille des Penthilides, celle à laquelle appartenait la femme de Pittacos, qui était devenu, comme on sait, la bête noire des aristocrates mytiléniens dépossédés du pouvoir (voir ci-après). Ainsi Sapho se révélerait du même milieu et parti qu'Alcée. Mais ici, comme dans le cas précédent, l'allusion est passagère dans un poème tout personnel. Il ne saurait être question chez Sapho de poésie politique, c'est-à-dire consacrée aux événements politiques et inspirée par eux, mais de simples références occasionnelles. La politique ne lui fournit que cela; des thèmes, jusqu'ici, jamais. Il est peu probable que les découvertes futures obligent à modifier cette observation. Il ne ressort pas moins pour cela des faits qui viennent d'être rappelés que Sapho et son école n'ont pas été épargnés par les troubles politiques qui ont bouleversé Mytilène, et que leurs répercussions ont trouvé un écho dans ses vers. Dans ces conditions, on sera peut-être tenté de trouver des allusions politiques dans le poème concernant son frère P. Oxy. I 7 (D 25 = Ed. helv. 19). Dans cette perspective, il se peut aussi que les rapports d'Alcée et de Sapho, attestés par quelques vers isolés[8] s'éclairent d'un jour nouveau, si ces deux êtres ont été, à des degrés divers, victimes des secousses politiques parce que appartenant au même milieu social. On sait en effet que le marbre de Paros signale l'exil de Sapho de Mytilène en Sicile[9]. Souhaitons que de nouvelles publications viennent jeter la lumière sur ces circonstances encore obscures et remplacent par des certitudes les suppositions auxquelles nous sommes encore réduits à l'heure qu'il est.

L'une des plus récentes acquisitions en matière de poésie saphique nous est parvenue d'une façon particulière, non sous la forme de livre mais sous celle d'une copie d'écolier. Il s'agit en effet d'un poème transcrit sur un tesson de poterie, matériel peu coûteux et souvent employé, dans l'antiquité, pour des quittances, des memorandums, des notes hâtives, des brouillons, comme nous nous servons pour cet usage de dos d'enveloppes usagées ou de prospectus. Le tesson en question est à peu près entier; il n'y manque qu'un petit morceau dans le haut, mais les principaux obstacles au déchiffrement proviennent de la pâleur de l'encre, effet du temps sans doute, et surtout de l'inexpérience et de la négligence du transcripteur dont la calligraphie ni la science grammaticale ne sont de premier ordre. Il faut cependant dire à sa décharge qu'il n'était pas facile pour un écolier du IIe siècle avant J.-C. (date indiquée par l'écriture) de transcrire, peut-être sous dictée, un texte écrit dans un dialecte vieux de quatre siècles et fort éloigné du parler dont il se servait. Imaginons un de nos collégiens de force moyenne transcrivant dans les mêmes conditions un poème de Villon, le résultat serait-il beaucoup plus correct ?

---

[7] Oxy. 1787, fr. 6.
[8] Alcée D. 63, cf. Sapho D. 149, annotation.
[9] IG XII 5. 444, Epoque 36.

Le copiste n'a pas mis les vers à la ligne; il a transcrit son texte de façon continue comme de la prose, mais on a reconnu d'emblée qu'il s'agissait de strophes saphiques, au cours desquelles n'apparaissent pas moins de trois fragments connus de longue date (Bergk[4] 4, 5, adesp. 59). La confrontation de ces citations avec l'original retrouvé donne lieu à d'intéressantes observations. Ainsi dans les vers cités par Hermogène (Bergk[4] 4) on avait bien reconnu deux portions distinctes du texte poétique reliées par un *καί* du citateur. Par contre la tentative de combiner ces deux portions en écartant le *καί* avait soulevé des objections. Les derniers éditeurs de Sapho, Reinach-Puech, écrivent dans leur appareil critique: «expulso *καί* Neue conjunxit haec duo fragmenta in unum, de quo dubitare possis». Le nouveau texte apporte la justification de ce doute, une phrase entière s'intercalant entre les deux passages cités par Hermogène, et le tout formant une strophe complète.

Bergk[4] 5, tiré d'Athénée XI 463 e, reproduit la dernière strophe moins le début du premier vers, avec diverses altérations que l'ostracon, malgré ses graphies incorrectes, permet de corriger.

Tel qu'il se présente aujourd'hui, après les nombreuses études qu'on lui a consacrées, le poème nous donne une prière à Cypris en cinq strophes. La déesse est invitée, au vocatif comme dans l'ode conservée par Denys, à descendre du ciel visiter le sanctuaire qu'autrefois les Crétois (semble-t-il) ont élevé pour elle à Lesbos, afin d'y célébrer sa fête au milieu de ses fidèles. Suit, dans les strophes 2–4, une ravissante évocation du bois sacré de la déesse, avec ses autels d'où s'élève le parfum des offrandes, les sources fraîches murmurant sous l'ombrage, les masses de roses et les feuillages palpitants qui invitent au sommeil. Pour terminer, l'appel du début est répété, nouvelle analogie avec l'ode Bergk[4] 1 déjà citée: que Cypris vienne elle-même verser le nectar dans les coupes d'or c'est-à-dire qu'elle participe en personne à la fête. La grâce et la spontanéité que les Anciens admiraient chez Sapho nous sont révélées une fois de plus par ce poème où le sentiment de la nature s'associe avec tant de charme au sentiment religieux.

La jouissance poétique que nous éprouvons à lire ces strophes ailées dans une édition telle que celle qui a paru ici-même (III p. 1) sous les signatures de P. Von der Mühll et F. Wehrli a comme condition les efforts patients et renouvelés de nombreux philologues qui se sont attachés à la restauration de ces vers dont l'informe transcription de l'écolier hellénistique n'apportait encore qu'une image déformée et obscurcie. Entre l'original dont on trouvera une reproduction adjointe à l'article de R. Pfeiffer dans le *Philologus* de 1937 p. 118, et le texte imprimé qu'a publié le *Museum*, il y a le labeur prolongé d'une pléiade d'érudits qui ont mis au service de la poésie toutes les ressources de nombreuses disciplines, telles que la paléographie, la grammaire, la dialectologie, la métrique, la lexicologie, sans parler naturellement de l'histoire littéraire et de la comparaison des littératures. Ces disciplines peuvent en elle-mêmes paraître arides et peu «poétiques»; toutes cependant concourent à l'opération de nettoyage d'où la poésie finit par reparaître dans son éclat souverain. Il n'est donc que juste de rendre hommage à ces savants

dont l'effort combiné restitue, après une éclipse de tant de siècles, une «chose de beauté» aux hommes encore capables de la goûter. Ceux dont le travail sans éclat enrichit le patrimoine poétique de l'humanité n'ont-ils pas droit à la reconnaissance de leurs semblables au moins autant que les inventeurs de la désintégration de l'atome ?

b) Alcée

Lorsqu'on passe de Sapho à Alcée, l'atmosphère change complètement, quoique le lieu et l'époque restent les mêmes. Alors qu'avec la première tout est intimité, grâce féminine dans une société close, dont la poésie reflète les menues aventures d'un caractère tout privé, avec Alcée le lecteur est introduit sur la place publique, en pleine mêlée politique et sociale, où les partis se défient avec une sauvage violence. Partisane au suprême degré, la poésie d'Alcée s'oppose dans sa masculinité foncière à la féminité saphique, quitte, durant les répits que laisse le choc des factions, à chanter les plaisirs ardents que les compagnons de lutte demandent aux amphores débouchées et aux beaux adolescents. Les admirateurs du poète dans l'antiquité, un Horace, un Denys d'Halicarnasse, un Quintilien, nous avaient renseignés sur les thèmes de cette poésie. Les anciens fragments réunis par Bergk confirmaient déjà leurs indications. Avec les découvertes de papyrus, les exemples se sont multipliés[10]. Si les rouleaux dont les débris nous ont été restitués depuis le début du siècle avaient été complets, nous connaîtrions dans le détail l'histoire tumultueuse de Mytilène au début du VIe siècle[11] et les mœurs de la société à laquelle Alcée appartint. Cette société est l'aristocratie dont la suprématie séculaire est alors ébranlée par les revendications des classes populaires, épaulées par des hommes aspirant au pouvoir personnel, et qui, lorsqu'ils réussissent deviennent des «tyrans».

Ces dictateurs élevés à la position suprême par la faveur des masses, en violation des règles constitutionnelles en vigueur, sont naturellement abhorrés des détenteurs traditionnels du pouvoir qui mettent tout en œuvre pour les renverser et recouvrer leur suprématie. Parfois, cependant, parmi ces derniers, des sujets plus clairvoyants cherchent à ramener l'équilibre par la conciliation, tel Solon à Athènes. A Mytilène, ce rôle d'arbitre fut tenu par Pittacos, fils d'Hyrrhas, d'origine étrangère, probablement thrace[12], mais entré par son mariage dans la noble famille mytilénienne des Penthilides dont l'origine remontait à Atrée[13]. D'abord associé

[10] Les papyrus d'Alcée publiés à ce jour sont les suivants: P. Berlin 9569 (Berl. Kl. Text. V 2, 1907) + P. Aberdeen 7 (Rev. Et. Gr. 1905, pp. 295 et 413, avec pl.); P. Berlin 9810 (Berl. Kl. Text. V 2, 1907); P. Oxy. X 1233, pl. 3 (1914) + 2081 d (XVII 1927) + 2166 b (XVIII 1941); P. Oxy. X 1234 (1914), pl. IV + 1360 (XI 1915) + 2166 c et addenda p. 182 (XVIII 1941); P. Oxy. XV 1788 (1922), pl. II; P. Oxy. XV 1789 (1922), pl. III + 2166 e (XVIII 1941); P. Oxy. XVIII 2165 (1941), pl. VI. Au total restes de sept manuscrits différents ayant tous la forme de rouleaux de papyrus et échelonnés du Ier au IIIe siècle de notre ère.

[11] Cf. Strab. XIII 617.

[12] Diog. Laert. I 4. 74.

[13] Diog. Laert. I 4. 81, et la scholie P. Oxy. 1234, fr. 2, col. I, l. 6.

à Alcée et à son parti pour renverser les tyrans Mélanchros et Myrsilos[14], il ne favorisa pas la restauration pure et simple du régime aristocratique traditionnel, mais fut investi par les Mytiléniens de pleins pouvoirs en qualité d'æsymnète ou conciliateur. Après avoir exercé cette fonction pendant dix ans et rétabli l'ordre dans la cité, il déposa le pouvoir et rentra dans la vie privée, entouré du respect de ses concitoyens. La postérité l'a mis au nombre des Sept Sages. Par contre, ses associés du début, les aristocrates irréductibles dont Alcée est le porte-parole, le regardent comme un infâme traître, et le poète ne trouve aucune épithète trop blessante pour le flétrir. Ces déformations de la réalité sous l'influence de l'esprit de parti nous sont familières, seulement, de nos jours, on ne les met pas en vers; la prose des journaux extrémistes leur sert de véhicule. Si l'art y perd, certes, beaucoup, l'esprit n'est pas différent.

La destinée a été encore plus sévère pour Alcée que pour Sapho, sa contemporaine. En 1937, après la publication des papyrus de Berlin et de ceux qui figurent dans les vol. X, XI et XV des papyrus d'Oxyrhynchos, A. Puech écrivait encore dans la préface de l'édition du poète préparée par Th. Reinach: «Nous n'avons pas eu la bonne fortune qu'aucun auteur ancien nous ait cité d'Alcée deux morceaux aussi étendus que ceux que nous devons pour Sapho à Denys d'Halicarnasse et au Pseudo-Longin. Nous ne pouvons donc nous faire une idée de ce qu'était un poème de lui dans son ensemble.» Les premiers papyrus, publiés entre le début du XXe siècle et 1921, dont il disposait au moment où ces lignes ont été écrites, ne pouvaient en effet lui dicter d'autres conclusions, tant les rouleaux auxquels ils appartenaient ont souffert de l'injure du temps et peut-être aussi de la malice des hommes. Cette remarque concerne tout spécialement les manuscrits trouvés à Oxyrhynchos. Ils ont été en général découverts en même temps que ceux de Sapho dans la campagne de fouilles de l'hiver 1905–1906 (voir les préfaces des différents volumes) et ce qui a été dit plus haut des papyrus de Sapho vaut aussi pour ceux d'Alcée.

Dans le recueil de Bergk, le plus long fragment a neuf vers (fr. 18). Si l'on ne tient compte que des passages sinon tout à fait intacts, mais au moins susceptibles d'une restauration approximative, ces nouveaux papyrus n'apportaient pas encore des morceaux suivis beaucoup plus étendus. Ils ont fourni assurément maints détails de valeur. La prédilection du poète pour les métaphores nautiques et marines signalée par Héraclide de Pont dans ses *Allegoriae homericae* (v. Bergk[4] 18) est confirmée par plusieurs passages. Le répertoire des métaphores alcaïques s'enrichit, grâce à ces fragments, de celle d'une vigne pleine de promesse, mais dont il est à craindre qu'on la vendange avant sa maturité (P. Oxy. 1788, fr. 15, Col. II), de celle du feu de bois qu'il est encore temps d'éteindre tant qu'il n'émet encore que de la fumée, des citoyens qui, dans leur passivité, alors que le danger menace la cité, sont qualifiés de *νεκρῶν ἱεροὶ μύσται*[15]. Ces comparaisons, comme

[14] Diog. Laert. I 4. 74.
[15] Sch. ad P. Oxy. 1360, fr. 2.

les précédentes, se réfèrent à des situations politiques que, faute de contexte, il est difficile de préciser. Elles sont parfois expliquées par les annotations marginales qui accompagnent souvent dans les mss. retrouvés cette poésie difficile à plus d'un égard. Le vers célèbre qui assimile les citoyens aux remparts de la cité, *ἄνδρες γὰρ πόλιος πύργος ἀρεύϊος* qui, selon le scholiaste ad Eschyle, *Perses* 347, auquel nous devons de le connaître, a inspiré au grand tragique son *ἀνδρῶν γὰρ ὄντων ἕρκος ἐστὶν ἀσφαλές* se retrouve, malheureusement dans un contexte trop incomplet pour que son sens général se laisse même entrevoir[16]. Qu'il y fût question des événements politiques dont Mytilène était le théâtre ne fait pas de doute, surtout si P. Aberdeen 7, qui appartenait au même rouleau, fait partie du même poème. On y lit en effet le nom des Cléanactides et des Archéanactides, ces familles aristocratiques avec lesquelles Alcée avait partie liée, à un moment donné, et que nous avons eu la surprise de voir mentionnées dans un poème de Sapho (ci-dessus p. 80). Dans tous ces fragments si déchiquetés, des mots isolés piquent la curiosité sans la satisfaire. Ainsi les villes de Babylone et d'Ascalon apparaissent[17]. S'agit-il des aventures de cet Antiménidas, frère du poète, dont un poème célébrait les exploits accomplis parmi les Babyloniens[18]? Des textes aussi mutilés et aussi tentateurs par ce qu'on croit y deviner ont naturellement excité au plus haut point le zèle des restaurateurs. Jusqu'où leur imagination, associée du reste à la plus admirable érudition, a pu entraîner certains d'entre eux, on le verra en lisant, par exemple, l'étude de H. Diels, consacrée au Papyrus de Berlin 9569 (*De Alcaei voto*, Berlin, 1920) ou les éditions de J. M. Edmonds (*Lyra graeca* I, Loeb Classical Library, 1922).

Les allusions politiques sont naturellement fréquentes. Quand un morceau contient des invectives contre un adversaire, on peut penser qu'il s'agit de Pittacus, même quand il n'est pas désigné par son nom. C'est le cas, p. ex., dans le 1er fragment de P. Oxy. 1234, complété par 1360 = Ed. helv. 9. Il nous restitue les deux premières strophes à peu près intactes d'un poème où l'auteur, sous forme d'une invocation à Zeus le père, compare la conduite des Lydiens, dans une certaine circonstance, à celle d'un personnage anonyme, au grand détriment de ce dernier. Les Lydiens ont fourni à Alcée et à ses amis un subside de deux mille statères[19], «eux à qui sont étrangers les nobles sentiments et les nobles pensées, tandis que lui (Pittacus?), comme un rusé renard espérait que son facile avertissement resterait caché.» L'interprétation de ces quelques vers n'est pas aisée. Il semble que le coup de main préparé par Alcée et ses amis avec l'appui financier des Lydiens a été révélé aux intéressés par l'anonyme. S'agirait-il de la période où Pittacus a lié partie avec le tyran Myrsilos, situation à laquelle fait allusion le fr. 2 du même papyrus 1234 en ces termes: «Que cet homme, dans l'orgueil de son alliance avec la maison d'Atrée, dévore la cité, comme il fit avec Myrsilos,

[16] *Berl. Kl. Text.* V 2, N° 12 (P. 9569, Col. I, 10).
[17] P. Oxy. 1233, fr. 11.
[18] Bergk[4] 33 = D. 50.
[19] Ces deux mille statères réapparaissent dans le minuscule fr. 5 de P. Oxy. 1360.

jusqu'au jour où Arès voudra bien nous faire triompher; alors nous oublierons cette colère, nous nous délasserons de cette calamité rongeante, de cette lutte intestine qu'un des Olympiens a déchaînée pour mener le peuple à la ruine et donner à Pittacus le délice de la gloire.» Quand ces vers ont été écrits, l'accord avec Myrsilos était passé; Pittacus règne seul sur Mytilène, donc en sa qualité d'æsymnète, et Alcée écrit probablement de l'exil. Une scholie du P. Berlin 9569 (Berl. kl. Text. V 2) nous apprend qu'une conjuration d'Alcée et de ses amis contre Myrsilos les a forcés à un *premier* exil. On peut donc en déduire qu'après la chute du tyran, qu'il a célébrée avec une joie si sauvage (Bergk⁴ 20 = D. 39), il est rentré à Mytilène, puis, après la rupture avec Pittacos, a dû s'en éloigner de nouveau. Selon une tradition rapportée par Diogène Laërce, il serait tombé aux mains de Pittacus qui l'aurait grâcié avec les mots: «Le pardon vaut mieux que la vengeance[20].» D'ailleurs ces exils ne l'obligeaient pas à un déplacement bien considérable. La scholie citée tout à l'heure indique qu'il se réfugia à Pyrrha, sur la côte occidentale de la même île de Lesbos. Celle-ci comprenait trois ou quatre cités indépendantes, de sorte que les exilés de l'une trouvaient asile dans sa voisine, comme les Genevois dans le Pays de Vaud en temp de révolution.

Dans un autre ordre d'idées, celui de l'influence d'Alcée sur ses successeurs et notamment sur les poètes latins, les papyrus ont fourni des précisions intéressantes. On sait l'admiration d'Horace pour le poète mytilénien. Sa dépendance littéraire envers lui apparaît plus marquée encore qu'on ne le savait. Par exemple, P. Oxy. 1789 a révélé que la strophe composée de trois asclépiades mineurs, suivis d'un glyconique, qu'Horace emploie fréquemment (I 6, 15, 24, 33; II 12, etc.) et dont on lui attribuait l'invention, remonte en réalité à Alcée, dont les papyrus ont du reste mis en lumière la variété d'invention métrique.

Il est possible que les poèmes d'Alcée aient été réunis en une édition déjà avant l'époque alexandrine. En tout cas, Aristophane de Byzance et Aristarque en donnèrent chacun une, et c'est sans doute à celle de ce dernier que remonte la division en livres à laquelle nos sources font parfois allusion. Il y en avait au moins dix, mais le principe qui guidait la répartition des poèmes parmi eux nous échappe: il n'était en tout cas pas fondé sur la métrique comme pour Sapho, mais associait des compositions de mètres différents, procédé imité par Horace. Peut-être le contenu était-il déterminant, encore qu'il dût être souvent difficile d'établir des distinctions nettes entre les hymnes, les scolies, les poésies partisanes (*πολιτικὰ ἄσματα, στασιωτικὰ ποιήματα*) dont parlent les auteurs, car les papyrus enseignent que tel poème débutant par une invocation devient nettement «partisan», tandis qu'un autre associe le vin, l'amour et la politique, et rien n'empêche que les uns et les autres n'aient fait fonction de scolies[21], c'est-à-dire de chansons à exécuter dans une réunion familière d'amis ou de compagnons de parti.

---

[20] Diog. L. I 4, 76.

[21] V. le fr. cité par Arist. *Polit.* 1285 a 35 = Bergk⁴ 37 A = D. 87 comme tiré des *σκολιῶν μελῶν* et qui est nettement politique.

Tous les textes alcaïques dont il a été fait état jusqu'ici se distinguent par leur fragmentation; l'inspiration du poète n'y apparaît donc que par éclairs brusquement interrompus, jamais on ne peut la suivre dans tout son déploiement. Quoique Quintilien célèbre sa concision[22], *in eloquendo quoque brevis et magnificus*, nous ne pouvions apprécier celle-ci dans les limites d'un poème entier. Il n'en est plus tout à fait ainsi, depuis la publication du XVIIIe vol. des papyrus d'Oxyrhynchos, dont la préface porte la date tragique d'août 1940. Ce volume, particulièrement riche en textes littéraires inédits, apporte (N° 2165) deux colonnes presque entières d'un rouleau du début du IIe siècle de notre ère, contenant des poèmes d'Alcée accompagnés de quelques annotations marginales. Grâce à cette trouvaille, nous pouvons maintenant lire, de ce poète, sinon deux poèmes absolument complets, au moins cinq à sept strophes consécutives, ce qui est bien plus que nous n'avions jusqu'ici. Ainsi la résurrection du vieux chantre lesbien coincide avec la plus terrible catastrophe de l'histoire européenne. C'est en pleine guerre que le chantre des *dura belli mala* s'est de nouveau révélé[23].

La première colonne contenait huit strophes alcaïques qui semblent bien représenter le poème complet[24]. Après la huitième, dont il ne reste rien, la coronis de la marge indique le début d'une nouvelle pièce. Dans la région de la première strophe, la disparition de la marge nous prive d'un repère analogue. Toutefois le texte de la strophe I garantit que nous sommes au début du poème. Le poète y évoque le temple construit à frais communs par les Lesbiens, sur la colline ensoleillée, et les autels qu'ils y ont érigés. Passant alors du récit à l'invocation, il s'adresse, à la deuxième personne, aux trois divinités associées dans ce sanctuaire: Zeus *Ἀντίαος*, Héra et Dionysos *Κεμήλιος*[25], épithète inédite, encore obscure pour nous. Mais ici le ton change et le lecteur découvre à quoi tend cette invocation. Il s'agit d'enrôler ces puissances surhumaines au service des passions politiques de l'écrivain:

«... d'un cœur bien disposé écoutez nos imprécations; de nos malheures présents, de notre exil cruel, sauvez-nous!

Et quant au fils d'Hyrras, que le poursuive l'Erinys vengeresse de ces hommes[26], comme jadis nous faisions serment, sur les victimes dépecées, de ne jamais trahir un compagnon,

Mais de revêtir le linceul de la terre, frappés à mort par les vainqueurs du mo-

---

[22] Inst. orat. X 1.

[23] Ed. helv. 10 et 11. Ce que nous disons ici de ces deux poèmes doit beaucoup aux commentaires de Claire Préaux qui les a présentés dans deux articles: *Chroniques d'Egypte*, N° 36, juillet 1943, p. 279, *Bulletin de la Cl. des Lettres et des Sc. Mor. et Pol. de l'Académie Royale de Belgique*, XXIX, 1943, p. 147. V. aussi l'article de C. Gallavotti dans *Aegyptus*, 1942, pp. 107 ss.

[24] Le rouleau dont proviennent P. Oxy. 1360, 2166 (C) 6, contenait le même poème, mais il n'en subsiste que d'infimes débris.

[25] Lecture garantie par le marginal de 1360 + 2166 (C) 6 1. 9, *KEMHAION*.

[26] Le pronom *κήνων* ici et dans la dernière strophe paraît désigner les compagnons de lutte d'Alcée, du moins ceux qui sont restés fidèles à son idéal politique et sont tombés pour le défendre.

ment, ou, vainqueurs nous-mêmes, de délivrer le peuple du gouffre de ses peines.

Mais le Ventru ne parla pas selon le cœur de ces hommes; avec désinvolture, il foule aux pieds ses serments et dévore la cité[27] ...»

On a vu qu'Alcée, au cours de sa carrière agitée, avait dû plus d'une fois prendre le chemin de l'exil. La pièce que nous venons d'analyser date de l'un de ces exils. Nous ne pouvons déterminer lequel, mais ce détail n'importe qu'à la biographie d'Alcée; du point de vue littéraire, il reste secondaire, et l'essentiel est d'apprécier le poète. Il écrit dans un accès de haine brûlante qui lui rend l'exil odieux et intolérable la pensée de son rival triomphant, l'odieux Pittacus qu'il flétrit du sobriquet de Ventru[28] et auquel il reproche d'avoir trahi ses compagnons de lutte contre le régime tyrannique. Peut-être s'agit-il de la conspiration contre Myrsilos après laquelle, dans des conditions obscures pour nous, Pittacus se réconcilia avec l'usurpateur et partagea momentanément le pouvoir avec lui, au grand scandale de ses anciens associés de la faction aristocratique. Quoiqu'il en soit, notre poème respire un ressentiment implacable qui trouve son expression adéquate dans une imprécation incantatoire. Les dieux sont mobilisés pour accabler le parjure. Les termes du serment violé sont rappelés en des vers d'une brièveté puissante où se révèle authentiquement le poète *brevis et magnificus* dont parle Quintilien (Instit. X 1). Sans doute le morceau se terminait-il sur une adjuration renouvelée adressée aux divinités vengeresses.

L'imprécation, comme l'a justement remarqué C. Préaux, n'est pas ici un procédé à la manière des poètes plus récents pour qui les dieux antiques ne sont plus que des ornements, tout au plus des symboles; pour Alcée, ce sont des puissances redoutables qu'il entend déchaîner contre son ennemi politique. Leur réalité et leur efficacité ne font pour lui aucun doute.

On remarquera dans ce poème la combinaison du thème religieux et du thème politique. Si nous ne lisions que les deux premières strophes, nous ne pourrions soupçonner la nature du développement qu'elles introduisent. Cette observation doit nous rendre très prudents dans l'attribution de pièces incomplètes à une catégorie déterminée *ὕμνοι, στασωτικὰ, σκόλια*. Cette classification des Alexandrins semble assez artificielle. Sans doute Alcée a-t-il composé des poèmes étrangers à la politique, mais le mélange des motifs se présente aussi fréquemment. Le fragment P. Oxy. 1234. 7 fr. 1 qui débute par l'invocation *Ζεῦ πάτερ* est purement politique. On se demandera donc légitimement si le poème dont P. Oxy. 1233. fr. 4 nous a conservé le début, consistant en un appel aux Dioscures protecteurs des navigateurs, ne prenait pas ensuite une allure politique ou biographique. D'autre

---

[27] *δάπτει τὰν πόλιν*: la même locution est employée dans le poème: Oxy. P. 1234. 2 II 7, pour stigmatiser l'activité de Pittacos: *κῆρος δὲ γαώθεις Ἀτρεΐδα[ν γάμῳ | δαπτέτω πόλιν*. Le poète n'hésite pas à répéter une locution qui lui plaît.

[28] *ὁ φύσκων* désigne Pittacos. Diog. Laert. I 4. 81 nous a conservé toute une série d'épithètes injurieuses dont le poète a gratifié son adversaire détesté. Parmi elles figurent *φύσκων* et *γάστρων, ὅτι παχὺς ἦν* ajoute Diog.; dans une citation conservée par Aristote, Polit. 1285 a 39 Pittacos est traité de *κακόπατρις* «mal-né», épithète qui se retrouve dans un autre contexte dans le fragment très mutilé P. Oxy. 1234. 6.

part, quel qu'en fût le contenu, ces pièces n'étaient-elles pas pour la plupart destinées à être dites, ou plutôt chantées, dans des *συμπόσια* qui réunissaient les amis du poète, en sa présence ou quand il s'adressait à eux du fond de l'exil ?

La strophe qui suit n'est plus représentée que par quelques syllabes du commencement des lignes. On y lit le nom de Myrsilos *(Μύρσιλ[ο)*. Quant à la dernière, comme on vient de le voir, il n'en reste rien. Malgré ces disparitions regrettables et des lacunes localisées qui laissent certains points de détail obscurs, nous avons maintenant sous les yeux un spécimen remarquable de poème de combat *(στασιωτικόν)*.

Le schéma métrique du second poème est nouveau: deux asclépiades mineurs, un ennéasyllabe saphique ou hipponactéen, un trimètre ionique mineur catalectique composent la strophe. Pour le contenu, quoique également une œuvre d'exilé, il respire un tout autre sentiment que le précédent. Le dépit haineux est remplacé par la nostalgie et une résignation presque enjouée. Le poète s'adresse au «fils d'Agésilas» sur le ton de la confidence mélancolique. Comme ce personnage est inconnu et que le poème est incomplet, nous ne pouvons découvrir quelle est, au juste, l'intention de l'auteur. Ouvre-t-il simplement son cœur à un ami, s'adresse-t-il à un personnage important de Mytilène capable de lui faciliter le retour dans sa patrie ? Est-ce une lettre ou un placet ? Impossible de le dire dans l'état actuel des choses. Dans les strophes conservées, le poète commence par décrire sa vie: «Devenu étranger à tes mœurs, pauvre de moi, je mène la vie d'un rustique, plein du désir d'entendre le héraut convoquer l'Assemblée, ô fils d'Agésilas, et le Conseil, ces droits en possession desquels ont vieilli mon père et le père de mon père parmi ces citoyens qui se foulent entre eux. Mais moi j'en suis exclu, exilé aux confins du monde.» Les deux strophes suivantes sont assez mutilées. Le poète exilé s'y comparait à un certain Onomaclès et parlait du lycanthrope, de l'homme-loup, pour s'assimiler à lui, semble-t-il. Puis il répudiait la révolte *(στάσιν γὰρ ... οὐκ ἄμεινον ὀννέλην)* et, pour finir, décrivait sa retraite paisible, dans le voisinage d'un sanctuaire, à l'abri des aventures *(οἴκημι κάκων ἔκτος ἔχων πόδας)* et le plaisir qu'il prend à ces concours «où les Lesbiennes, jugées pour leur beauté, passent en laissant traîner leurs robes, tandis qu'autour d'elles résonne le prodigieux écho de la clameur sacrée des femmes proférée une fois l'an.»

Ces vers quasi confidentiels, où la nostalgie s'associe à une résignation presque sereine, contrastent étrangement avec ceux où une haine farouche s'exprime sans détour. Nature entière, Alcée passe d'un extrême à l'autre. Il se dédommage de l'action directe et de ses mécomptes en se plongeant dans la jouissance et fait alterner l'une avec l'autre.

L'interprétation de poèmes qui adhèrent aussi étroitement à l'actualité reste naturellement douteuse sur bien des points, sans compter les difficultés que présentent les lacunes. Dans ces conditions, les traductions que nous avons tentées n'ont – on le comprend sans peine – qu'une valeur approximative.

Indépendamment de leur importance littéraire, ces poèmes sont des documents

historiques incomparables. Ils nous restituent l'atmosphère des luttes politiques dont les cités grecques d'Asie ont été le théâtre dans la période de transition entre le régime aristocratique et le régime démocratique. L'Assemblée et le Conseil, après lesquels languit Alcée exilé, ce ne sont pas les institutions populaires du même nom, mais celles qui réunissent les seuls membres des familles nobles. De même, quand il parle de «sauver le peuple» (P. Oxy. 2165 I 20) il ne faut pas donner à cette phrase une signification «démocratique»; délivrer le peuple, pour Alcée, consiste à renverser le tyran pour restaurer les prérogatives de la noblesse. Grâce aux papyrus d'Alcée, nous pénétrons dans ce milieu disparu depuis vingt-cinq siècles, et pouvons revivre les espoirs, les déceptions, les passions de tout genre dont il était travaillé; la poésie et l'histoire profitent également de ces découvertes.

2° Poésie dramatique

L'inépuisable sous-sol d'Oxyrhynque a livré récemment des fragments d'Eschyle, les premiers de ce poète que nous devions aux papyrus d'Egypte. La plupart ont été déterrés au Kôm Ali-el-Gamman que Grenfell et Hunt avaient abordé dans leurs fouilles de 1905/6, et où les recherches ont été reprises par E. Breccia avec un grand succès à partir de 1928. Cette circonstance explique la répartition des trouvailles entre Oxford et Florence. La plus grande partie de ces fragments constituent les restes du travail d'un même copiste qui a transcrit, sans doute sur plusieurs rouleaux, des pièces de l'auteur des *Perses* qui ne figurent pas parmi les sept du choix qui a traversé les siècles jusqu'à nous[29]. Jusqu'ici ont été identifiés et publiés, de cette provenance, des fragments de la *Niobé* (PSI 1208), des *Myrmidons* (P. Oxy. 2163), de *Glaucus de Potnies* (PSI 1210, P. Oxy. 2160) et des *Ξάντριαι* (P. Oxy. 2164), ainsi que des drames satyriques *Glaucus marin* (P. Oxy. 2159) *Θεωροὶ ἢ Ἰσθμιασταί* (P. Oxy. 2162), *Δικτυουλκοί* (PSI 1209, P. Oxy. 2161). Des bribes de l'*Agamemnon* et des *Sept*, copiés d'une même main, ont aussi fait leur apparition pour la première fois (P. Oxy. 2178, 2179).

L'intérêt se concentre naturellement sur les pièces inédites et parmi elles sur les drames satyriques, genre dans lequel Eschyle excellait, au dire de la tradition[30] Cette affirmation restait jusqu'ici invérifiable; il n'en est plus de même maintenant. On s'en rendra compte par les résumés suivants. Toutefois l'état de mutilation dans lequel certains de ces fragments nous sont parvenus excite notre curiosité plus qu'il ne la satisfait. C'est le cas notamment pour le *Glaucus marin*, dont on connaissait le sujet.

Un habitant d'Anthédon, en Béotie, nommé Glaucos et pêcheur de son métier, ayant absorbé une plante magique, fut transformé en divinité marine et investi de capacités prophétiques qu'il mit au service des navigateurs. Comment Eschyle

[29] Le répertoire des fragments dramatiques fournis par les papyrus, établi par le regretté Paul Collart, *Rev. de Philol.* 68 (1942), pp. 5ss. ne contient pas encore les textes publiés dans P. Oxy. XVIII.

[30] Paus. II 13, 6.

s'y était-il pris pour tirer de là un scénario dramatique, c'est ce que les maigres débris de son *Γλαῦκος πόντιος* ne nous permettent pas même d'entrevoir.

De l'*Ambassade sacrée à l'Isthme (Θεωροὶ ἢ Ἰσθμιασταί)* par contre, plus de cinquante vers nous sont rendus en assez bon état de conservation[31]. Jusqu'ici on n'en connaissait qu'un seul vers, cité par Athénée XIV 629 F, et dont on pouvait conclure qu'un geste caractéristique des satyres, un *σατυρικὸν σχῆμα*, y était exécuté. Si l'on pouvait légitimement tirer de là que la pièce était un drame satyrique, cela ne fournissait aucune donnée sur son contenu. Le nouveau fragment (deux morceaux discontinus) ne satisfait que très partiellement notre curiosité à cet égard. On y constate que la scène se passe devant le temple de Poséidon à l'Isthme. Une troupe s'approche du sanctuaire, portant une ou plusieurs effigies, qu'elle s'apprête à déposer dans le temple comme ex-voto. Ces effigies sont si semblables au modèle que la mère de celui-ci croit voir son fils en personne. Ces faits ressortent d'un dialogue en mètres variés, à la fin duquel les interlocuteurs, dont rien ne révèle d'identité, parviennent sur le seuil du sanctuaire et saluent le dieu qui l'habite. Alors intervient un nouveau personnage qui, selon toute apparence, attendait les arrivants, guidé par certains indices. Il remarque qu'ils n'ont rien négligé pour s'entraîner en vue des concours de l'Isthme, ce qui ne leur est pas naturel, la danse étant leur occupation favorite (plutôt que l'athlétisme), mais il réprouve ce changement qui leur porte préjudice. Le reproche d'avoir abandonné les chœurs dansants pour les exercices de l'Isthme est repris dans le second fragment, à l'adresse, évidemment, du même groupe, à qui il est aussi reproché de négliger le lierre pour la couronne de pin. Cette dernière était offerte aux vainqueurs de l'Isthme, tandis que le lierre est associé à Bacchus et à son cortège. On en conclut que le groupe en question est normalement dépendant de cette dernière divinité, mais qu'il a, pour une raison qui nous échappe, abandonné momentanément son service. Celui qui s'en plaint doit donc être le dieu lui-même ou une personne qui lui tient de près, et ceux qu'il gourmande ainsi, le chœur indispensable des satyres. Dans les deux drames satyriques connus auparavant, le *Cyclope* d'Euripide et les *Limiers* de Sophocle, Silène figure dans la distribution comme un personnage étroitement apparenté au chœur, mais indépendant de lui. Il est en même temps fidèlement dévoué à Bacchus. Peut-être doit-on le reconnaître dans l'interlocuteur du chœur. Cependant, tant que de nouvelles découvertes ne seront venues compléter ces premiers fragments, nous ignorerons le sujet du drame et notamment les raisons pour laquelle les satyres sont venus participer aux jeux de l'Isthme et apporter l'offrande de leur portrait au dieu qui y préside.

Les restes des *Δικτυουλκοί*, bien qu'ils ne soient pas beaucoup plus étendus, permettent, en se combinant avec d'autres données, de pénétrer plus profondément dans le sujet et l'action du drame. La scène conservé dans le papyrus de Florence

---

[31] F. G. Welcker croyait trouver dans ce drame la conclusion d'une trilogie consacrée à l'histoire d'Athamas, *Aeschyl. Trilog.*, 339. Cette hypothèse ne peut plus être maintenue, v. ci-après.

(PSI 1209), publié le premier, montre deux personnages dont l'un attire l'attention de l'autre sur un objet que lui semble contenir, au loin, la mer, au bord de laquelle ils se trouvent. Son interlocuteur ne distingue d'abord rien de particulier; l'autre insiste et soudain le second pousse une exclamation de surprise:

ἐᾶ
τί φῶ τόδ' εἶναι; πότερ' ἁ[λός τι κνώδαλον
φάλαιναν ἢ ζύγαιναν ἢ κ[ιβώτιον;
ἄναξ Ποσεῖδον Ζεῦ τ' ἐνά[λιε ποῖον οὖν
δ]ῶρον θαλάσσης πέμπετ'[οὐκ ἠλπισμένον;

La scène est claire: un être ou objet, de nature encore imprécise, est en vue. Dans les vers qui suivent, fort mutilés, le mot *δίκτυον* fournit un indice. Les deux compagnons s'efforcent de repêcher l'objet en question au moyen d'un filet. Mais ils y perdent d'abord leur peine; cela n'avance pas *(τοὔργον οὐ χωρεῖ πρόσω)*. Ils cherchent à grands cris du renfort: «Ici, tous ici, paysans, vignerons, chevriers, bouviers, bergers du voisinage, et tous les travailleurs de la mer, et tous les riverains ...» On comparera à cet appel à l'aide celui que lance à la ronde, dans les *Limiers* de Sophocle, Apollon à la recherche du voleur de ses vaches. Chez Sophocle, cet appel faisait surgir la bande des satyres, dont la poursuite atteindra finalement le ravisseur. Nul doute qu'ici le même résultat ne soit obtenu par le même moyen. Dans le second fragment, celui d'Oxyrhynque 2161, nous trouvons une femme déplorant pathétiquement sa destinée devant un interlocuteur qui cherche à la consoler. Comme, parmi ses propos, on remarque *κνωδάλοις με δώσετε, μὴ ποντίῃ τις αὖ πάλιν*, il devient évident qu'elle a quelque chose à faire avec l'objet flottant du premier fragment. La femme est accompagnée d'un enfant, car, après sa tirade désolée, on voit un personnage s'adresser à un *μίκκος* dans des termes qui révèlent le satyre. C'est donc le chœur dont la comparaison de tout à l'heure avec Sophocle faisait prévoir l'apparition. La même scène continue dans la colonne suivante, où un *ποππυσμός* interlinéaire indique que les satyres claquent de la langue pour rassurer le petit. En même temps, on lui adresse un discours encourageant sur les agréments de la vie qu'il va mener, en tiers avec sa mère et «le père que voici», et le grand-père l'amusera, et il aura de jeunes bêtes pour jouer avec. Puis, après ce passage en vers lyriques, la compagnies se met en marche sur un rythme anapestique, pour aller célébrer un mariage qui ne peut être, d'après les allusions précédentes, que celui de la mère de l'enfant. L'identité des personnages qui parlent se révèle encore, ainsi que le genre de la pièce, aux allusions gaillardes qu'ils se permettent au veuvage prolongé que la mariée a subi dans sa navigation sous-marine et au plaisir qu'elle éprouvera à en être délivrée.

On a l'impression que cette scène clôture le drame. La chose est confirmée par le chiffre *ϑ* placé dans la marge, devant la seconde ligne de la seconde colonne, indiquant que cette ligne est la 800e. Le dernier des vers conservés serait ainsi le v. 832. Il ne devait pas être loin du dernier de la pièce. On sait que le *Cyclope*

n'a que 709 v. Quant aux *Ἰχνευταί* ils ne devaient pas être beaucoup plus longs. L'étendue de la lacune qui sépare les deux scènes conservées dépend de l'idée qu'on se fera de l'action, mais nous sommes porté à la tenir pour considérable, la première scène conservée nous paraissant appartenir au début de la pièce.

L'identification de celle-ci suggère quelques observations intéressantes. Les éditeurs de PSI 1209 n'avaient à leur disposition, pour l'effectuer, que les faits ressortant du texte qu'ils avaient déchiffré. Celui-ci ne contient, sur l'identité des personnages, aucun renseignement direct. L'usage antique, consistant à indiquer les changements d'interlocuteur par un simple tiret placé sous la ligne, sans indication de nom, est, à cet égard, très funeste. D'autre part, les restes des *Δικτυουλκοί*, dans les *Fragmenta* de Nauck, se réduisent à trois locutions ou vocables isolés dont aucun ne se retrouvait sur le papyrus. Toutefois le titre déjà était révélateur. L'acte qu'il exprime coincidait exactement avec la scène retrouvée. N'y voyait-on pas en action précisément des «hâleurs de filets»? Toutefois la sagacité divinatoire de Gottfried Hermann avait déjà, il y a près d'un siècle, su découvrir le sujet de ce drame, d'après les infimes indices alors à sa disposition. Son mérite est d'autant plus grand que, sur ce point, la recherche avait été engagée sur une fausse piste, par une théorie qui pouvait s'autoriser du nom illustre de F. G. Welcker. Comme la liste des titres[32] des tragédies d'Eschyle dans le Mediceus porte *Δικτυουργοί* et non *Δικτυουλκοί*, Welcker, malgré le témoignage concordant de Pollux, Elien, Hésychius et Photius, qui tous donnent *Δικτυουλκοί* (v. Nauck² p. 17), s'était décidé en faveur de la première leçon et, rejetant la seconde comme corrompue, faisait disparaître une pièce ainsi intitulée du catalogue eschyléen. Pour ses «Fabricants de filets» ainsi constitués, il alla demander un scénario à la légende d'Athamas. Ce héros béotien, dans un accès de folie, tue, se croyant dans une partie de chasse, son propre fils qu'il prend pour une bête sauvage. Comme le récit de cet épisode dans Ovide, *Métam.* IV 512, contient ce vers: *Io comites his retia tendite sylvis*, que, d'autre part, l'expression *δικτύον εὐήτρια* se trouvait dans les prétendus *Δικτυουργοί* (Pollux VII 35), Welcker se crut autorisé par cette coincidence verbale à imaginer une tragédie d'Eschyle empruntée à cette partie du mythe d'Athamas. Remarquable exemple de construction hasardeuse, fondée sur des rapprochements purement extérieurs. Hermann, dans une note de son édition d'Eschyle de 1859 (I, p. 320), a renversé cet édifice de nuées en démontrant magistralement 1° que la leçon *Δικτυουλκοί* dans les auteurs précités est mieux attestée que *Δικτυουργοί* de la liste du Mediceus; 2° que ce dernier mot ne se trouve que là, alors que le composé *δικτυοπλόκος* existe pour désigner cette sorte d'artisan et que du reste, dans l'épisode d'Athamas, il ne s'agit pas de confectionner des

---

[32] Parlant de ce titre, F. G. Welcker écrivait (*Aeschyl. Trilog.*, 336 [1824]: «So ist geschrieben in dem Verzeichnis der Stücke, welches hierin weit die meiste Glaubenswürdigkeit hat und bei Pollux. Bei zwei anderen scheint der Name nur darum, weil das Wort (scil. *δικτυουργοί*) nicht vorkommt, mit *δικτυουλκοί* vertauscht worden zu sein.» En réalité, la vraie leçon dans Pollux VII 35, est bien *Δικτυουλκοί*, cf. ed. Bethe ad loc.

filets, mais de s'en servir, de les dresser, opération qui s'appelle en grec *ἀρκυστασία*[33]; qu'enfin 3° il existe une légende qui s'accorde parfaitement avec le titre *Δικτυουλκοί* les «Hâleurs de filets», nom qui ne convient qu'à des pêcheurs, c'est celle de Danaé, telle qu'on la trouve dans la fabula 63 d'Hygin. On y lit qu'en effet que le roi Acrisios, ayant appris d'un oracle que l'enfant de sa fille Danaé causerait sa mort, pour échapper à ce danger, mure sa fille dans une cellule, mais Zeus l'y visite sous la forme d'une pluie d'or. Persée étant né de cette union clandestine, Acrisios livre aux flots l'enfant et sa mère enfermés dans un coffre. Par la volonté de Zeus, les vagues portent le coffre et son contenu vers l'île de Sériphos où le pêcheur Diktys, l'ayant ramené au rivage, l'ouvre et délivre la mère et l'enfant. Il les conduit au souverain de l'île, Polydektès, qui s'éprend de la jeune femme, l'épouse et fait élever le petit Persée dans le temple local d'Athéna.

On a pu voir la parfaite concordance de ce schéma avec les fragments retrouvés dans le papyrus et l'appropriation du titre les *Hâleurs de filets* à l'épisode en question. Quand on ajoute que le nom de Diktys apparaît dans P. Oxy. 2161 ainsi que deux des trois citations connues d'Hermann, on ne saurait imaginer conjecture plus brillamenmt confirmée que la sienne. Welcker disposait des mêmes éléments d'information que lui mais son erreur initiale portant sur le titre, due à un défaut de méthode, en a entraîné toute une série d'autres. Il n'ignorait pas le mythe rapporté par Hygin, mais comme il avait écarté le titre *Δικτυουλκοί* et donné à ses prétendus *Δικτυουργοί* un autre contenu que l'histoire de Danaé, celle-ci l'a amené à inventer une Danaé d'Eschyle qui n'a jamais existé que dans son imagination (v. *Aeschyl. Trilog.*, 378).

Comme on l'a vu, l'hypothèse de Hermann rendait compte de toutes les données à disposition, sans en forcer ou violenter aucune. Pour bâtir la sienne, Welcker s'était permis des libertés graves à leur égard. Elle était donc moins «économique», c'est-à-dire exigeant des interventions radicales du critique pour se fonder. Ce fait suffit pour exciter la méfiance, si une alternative moins coûteuse peut être présentée. Il valait la peine de s'arrêter sur cette controverse, instructive à plus d'un égard. Elle nous enseigne d'abord qu'il arrive aux plus illustres érudits de commettre des erreurs, et de succomber à leur imagination, mais aussi, chose plus importante, que les papyrus peuvent en certains cas fournir à la philologie classique une sorte d'équivalent des expériences au moyen desquelles les adeptes des sciences physiques et naturelles vérifient leurs hypothèses; qu'il s'agisse de critique verbale ou littéraire, surtout de reconstitution d'œuvres perdues, une comparaison systématique des révélations apportees par les papyrus avec les opinions émises antérieurement par les philologues sur les points auxquels se rapportent ces découvertes conduirait à des observations de valeur touchant la méthode philologique, ses possibilités et ses limites. Indirectement, une enquête de ce genre mettrait en lumière d'une

[33] On pourrait ajouter que la transformation de *δικτυουργοί*, formation de modèle courant, analogue à *ἀμπελουργοί*, *ἐριουργοί*, en *δικτυουλκοί*, combinaison plus rare, est beaucoup moins vraisemblable que l'inverse.

façon nouvelle la contribution immense apportée par la papyrologie à l'ensemble des disciplines classiques.

Dans une étude parue il y a quelques années, Georges Méautis[34] avait essayé de dégager les caractères essentiels et permanents du drame satyrique, tels que la tradition les avait fixés, à partir des lointaines origines cultuelles du genre. La base de ce genre de recherches est maintenant élargie et l'on pourra contrôler, dans une certaine mesure, le bien-fondé des vues émises dans ce mémoire. Cet examen ne peut être fait ici, car il nous entraînerait trop loin. Disons seulement qu'il y aurait, à notre avis, lieu de distinguer les éléments obligatoires imposés par l'association originelle du genre avec les cultes agraires, de ceux qui découlent des nécessités littéraires ou plus exactement dramatiques. Ce que Méautis, par exemple, appelle l'élément de «dépaysement», par lequel les satyres sont contraints d'exercer une activité étrangère à leur nature première n'est-il pas de ce dernier ordre? Des satyres qui se comporteraient exclusivement en satyres imposeraient aux drames où leur présence est obligatoire du fait de la tradition une monotonie insupportable. L'art du poète consiste précisément à varier leur rôle, tout en leur conservant les traits fondamentaux de leur nature: paillardise, impudence, turbulence, pusillanimité, etc. Un autre point délicat était l'introduction des satyres dans un épisode où ils n'avaient normalement rien à faire, au moins dans la plupart des cas. Leur présence était l'élément par excellence que la tradition religieuse rendait obligatoire. Le poète devait donc imaginer un expédient pour les amener à remplir le rôle dicté par les nécessités cultuelles. On a vu comment Eschyle dans les *Δικτυουλκοί*, puis Sophocle, sans doute à son exemple, dans les *Ἰχνευταί* s'étaient servis pour cela de l'appel à l'aide. Tous les mythes ne permettaient pas d'y recourir. Dans le *Cyclope*, Euripide a dû inventer tout un développement de la légende de Dionysos pour motiver la présence insolite des satyres et de Silène au pays de Polypheme. Ces quelques remarques suffiront pour montrer les nouvelles avenues qu'offrent à la recherche ces nouveaux témoins d'un genre littéraire curieux entre tous et jusqu'ici trop imparfaitement connu.

Entre les fragments récemment publiés de tragédies eschyléennes perdues, ceux qui ont provoqué le plus de discussions appartiennent à sa *Niobé*. Le manuscrit en est de la même main que les textes énumérés p. 16. L'attribution du fragment à la *Niobé* est assurée par la présence du fr. 157 de Nauck. Il s'agit de 21 vers mutilés aux deux extrémités. Quoique le nombre des lettres manquant de part et d'autres soit minime, la restitution du passage présente de graves difficultés. Avec la marge de gauche les signes d'interlocution ont disparu, s'il y en avait, si bien que, faute d'indices internes permettant de trancher la question, on ne peut savoir si l'on a affaire à un dialogue ou à une tirade placée dans la bouche d'un seul personnage. Ensuite il resterait à identifier ce ou ces personnages, besogne que les phrases conservées ne facilitent aucunement. Ceci pour donner une idée des difficultés que rencontre un éditeur de papyrus, sans compter la principale, celle qui consiste à ré-

[34] *Rec. Trav. Fac. Lettres Neuchâtel* XII, 1928, 29ss.

inventer de l'Eschyle pour combler les lacunes. On comprend, dans ces conditions, que les interprétations et restaurations proposées varient considérablement. L'editio princeps parue en 1932 dans le *Bulletin de la Soc. Roy. d'Archéol. d'Alexandrie*, a suscité une foule d'articles dont on trouvera la liste dans l'introduction à PSI 1208, nouvelle édition qui a profité de tous ces travaux (1935).

La légende est bien connue: Niobé, fille de Tantale, a épousé Amphion, fils, avec son jumeau Zéthos, d'Antiope et de Zeus. De ce mariage sont nés de nombreux enfants des deux sexes, et Niobé est si fière de cette progéniture abondante qu'elle ose se mettre au-dessus de Léto, qui n'a que deux rejetons, Apollon et Artémis. Irritée, la déesse livre aux flèches de ces deux derniers les enfants de Niobé. Ils périssent tous et, dans une version au moins de la légende, Amphion avec eux.

Nous n'avons guère d'idée de l'action dramatique inspirée à Eschyle par ce mythe, mais nous sommes renseignés sur une scène qui avait particulièrement frappé les spectateurs, celle où l'on voyait Niobé muette de désespoir, la tête enveloppée de voiles, prostrée sur le tombeau de ses enfants. Elle nous enseigne tout au moins que l'action est placée après le massacre. Le fragment retrouvé n'est pas sans rapport avec cette attitude fameuse de Niobé. En effet on y retrouve vv. 6–8, le passage cité par Hésychius s. v. *ἐπώζειν* (sic) que le lexicographe interprète *ἐπικαθῆσθαι τοῖς ᾠοῖς. Αἴσχυλος Νιόβῃ μεταφορικῶς· ἐφημένη τάφον τέκνοις ἔπωζε τοῖς τεθνηκόσι.* Hésychius fait donc dériver *ἐπώζειν* de *ᾠόν*, l'œuf. L'orthographe correcte est *ἐπῳζειν* (de *ᾠόν*), contraction de *ἐπωιάζειν* attestée par Epicharme 172 Kaibel, Cratinos 108 Kock, Aristoph. *Ois.* 266, etc. Ainsi, d'après Hésychius, Eschyle, dans cette tragédie, aurait comparé Niobé sur le tombaeu de ses enfants à un oiseau immobile sur les œufs qu'il couve. Cette métaphore a paru inacceptable à Nauck qui écrit à ce propos: ineptit grammaticus; nam matrem sepulchro filiorum defixam cum gallina ovis incidente comparare neque Aeschylus neque alius poeta numquam potuit[35]. Il rejette donc l'interprétation donnée par Hésychius et y substitue la sienne qui consiste à faire dériver le verbe en question de *οἴ*, interjection de douleur *(ἐποΐζειν* comme *δυσοΐζειν)*; l'image de la couveuse est alors éliminée. Le papyrus va-t-il trancher le débat? Qu'on en juge. Le passage rapporté par Hésychius s'y présente sous la forme suivante:

6 *τόνδ' ἐφημένη τάφον*
7 *τέκν]οις ἐποιμώζουσα τοῖς τεθνηκόσι*
8 *]υσα τὴν τάλαιναν εὔμορφον φύην*

On s'aperçoit qu'il ne concorde avec la citation du lexicographe ni pour la structure des vers ni pour la construction grammaticale. Ce dernier point est d'importance pour l'identification du personnage qui parle. Si le verbe du v. 7 est à la troisième personne, comme chez Hésychius, Niobé est exclue et *]υσα* appartient à un participe présent féminin, se rapportant au sujet du verbe de 7. Si, avec le

[35] *Aristoph. Byz. fragm.* (Halle 1848), p. 161, n. 27.

papyrus, le participe est au v. 7, *]υσα* de 8 fait alors partie de la première personne d'un aoriste, et dans ce cas les vers sont dans la bouche de Niobé. C'est la solution de G. Vitelli, qui restitue *ἔθρα]υσα* au début de 8, solution des plus séduisantes par sa simplicité.

La question est de savoir si le lexicographe doit l'emporter sur le témoignage d'un manuscrit soigné du IIe siècle, c'est-à-dire antérieur de deux siècles à la vie de cet auteur, pour ne pas parler de la date de ses manuscrits. On remarquera de plus que ce qui importait à Hésychius, c'était le mot lui-même, non la forme grammaticale sous laquelle il apparaissait dans son contexte original. Il a donc pu modifier cette forme sans scrupule.

Le papyrus, comme on l'a vu, confirme la conjecture de Nauck pour le fond, sinon pour la forme, *ἐποιμώζειν* étant, comme l'*ἐποΐζειν* suggéré par Nauck, dérivé d'une interjection, *οἴμοι*. Il citait du reste *οἰμώζειν*, à l'appui de sa conjecture.

Certains philologues n'ont pas éprouvé la répugnance de Nauck pour l'image de la couveuse, et, pour la sauver, n'ont pas hésité à modifier la leçon du papyrus. Les plus prudents se contentent de substituer *ἐπῳάζουσα* à *ἐποιμώζουσα*; les plus audacieux conservent la leçon d'Hésychius[36], quitte à se procurer les deux syllabes qui manquent au vers par une adjonction de leur crû, ce qui les oblige à corriger sur deux points un texte en soi parfaitement acceptable. C'est le lieu de rappeler le principe d'économie dont il a été question plus haut.

L'image de la couveuse, attribuée à Eschyle par Hésychius (ou sa source), nous paraît définitivement écartée par le papyrus. Toutefois, prise en elle-même, elle soulève un problème délicat, parce qu'il touche à l'esthétique, domaine où le subjectivisme est difficile à éviter. On se demandera si l'image en question est appropriée à la situation, et ensuite si le goût la tolère. Pour ce qui est du premier point, nous n'hésiterons pas à répondre négativement. Couver, c'est entretenir la vie des germes contenus dans les œufs pour leur permettre de se développer en êtres vivants. Cette image suggère la vie et non la mort. L'immobilité qu'elle comporte ne saurait se dissocier de la notion de vie, aussi recourir à cette image uniquement pour exprimer l'immobilité, précisément quand celle-ci s'accompagne de la notion de mort, contraire à la précédente, nous paraît singulièrement maladroit. Mettra-t-on au compte d'Eschyle une pareille maladresse ? Cette observation nous dispense en somme de discuter la question de goût proprement dite; elle est d'ailleurs incluse dans la précédente, à cause de l'incompatibilité des notions suggérées respectivement par l'oiseau sur sa couvée et par la mère inconsolable prostrée sur la tombe de ses enfants défunts. Nous sommes donc amenés en fin de compte à accepter, contre Hésychius, le texte du papyrus et à donner raison à Nauck.

Ces remarques auront au moins le mérite de faire entrevoir aux profanes la complexité et l'enchevêtrement des problèmes qui se présentent aux éditeurs de

[36] P. ex. Pfeiffer, *Philol.* 89 (1934) 4.

papyrus littéraires, du fait de l'état dans lequel ces manuscrits leur parviennent. Leur délabrement, leurs lacunes, les difficultés du déchiffrement et de la restauration mettent à une rude épreuve les premiers éditeurs et exigent d'eux des qualités extrêmement variées, qui vont de l'érudition grammaticale la plus riche, au tact littéraire le plus exquis, et de la rigueur scientifique à l'imagination intuitive. Comme toutes ces qualités sont rarement réunies chez un seul homme, les Vitelli et les Wilamowitz n'abondent pas, l'effort collectif y supplée dans une large mesure. Mainte édition, nous le remarquions à propos de Sapho, sont des œuvres collectives. La papyrologie vit de la collaboration internationale. Ce n'est pas là un de ses aspects les moins attachants.

On savait par plusieurs sources que, dans ses *Ξάντριαι* Eschyle mettait en scène Héra mendiant sous le déguisement d'une prêtresse des divinités fluviales de l'Argolide, présentation que Platon réprouve hautement comme attentatoire à la dignité divine (*Rép.* 381 d). P. Oxy. 2164 contient précisément la tirade de la déesse qui commence par les vers incriminés. Cependant le texte du papyrus ne coïncide exactement avec aucune des citations que l'on en connaît. La situation est donc la même que pour le passage de *Niobé* examiné tout à l'heure. Le contexte, où le nom de Sémélé reparaît plusieurs fois à côté de celui de Kadmos, suggère un sujet thébain, du genre de celui des *Bacchantes* d'Euripide. Toutefois on a peine à s'expliquer le rôle d'Héra sous l'apparence qu'on a vue.

Le scribe auquel sont dus les manuscrits de *Niobé*, des *Δικτυουλκοί*, de *Glaucus de Potnies*, des *Θεωροί*, des *Ξάντριαι*, avait aussi transcrit les *Myrmidons*. Mais de cette dernière copie il n'a survécu que des débris insignifiants, dans l'un desquels on reconnaît, cependant, une citation connue auparavant, tandis qu'un autre (fr. 8) laisse entrevoir une scène où Achille est supplié de secourir l'armée grecque en déroute. Par bonheur, il existait à Oxyrhynque un autre exemplaire de cette tragédie appartenant à une édition de luxe, ainsi qu'en témoigne la calligraphie, le format (28,5 cm de haut) et l'ampleur des marges. Une colonne de ce dernier manuscrit, soit trente-six vers, pour la plupart mutilés au commencement, est maintenant publiée, PSI 1211, avec un fac-similé pl. VI.

Le sujet des *Myrmidons*, dont on connaissait pas mal de fragments par des citations, est emprunté à l'Iliade. Les événements qui forment la matière des chants VIII à XVIII de ce poème y sont dramatisés. On y voyait Achille, dans son ressentiment contre Agamemnon qui lui a manqué, opposer d'abord un silence obstiné aux prières qui lui étaient adressées pour qu'il vienne au secours des Grecs, pressés par l'armée troyenne victorieuse. Finalement, Antiloque, fils de Nestor, parvient à le faire sortir de son mutisme. Le fragment retrouvé nous livre quelques répliques de ce dialogue, dans lesquelles s'exprimaient à la fois la haute idée qu'Achille a de lui-même et son inflexible résolution de laisser s'accomplir la défaite qui le venge d'Agamemnon.

Si le mouvement général du morceau se discerne assez bien, la restitution des syllabes manquantes, au début des vers, est encore loin d'être définitive. Les

restaurations proposées varient considérablement d'un érudit à l'autre, comme on le verra dans les nombreux articles que ce fragment a suscités. Le dernier en date est probablement celui de F. Lasserre, *Les Myrmidons d'Eschyle*, paru dans *Etudes de Lettres* N° 67, Lausanne, Oct. 1946. On y trouvera la bibliographie antérieure.

Comme on le voit, la poésie dramatique n'a pas moins profité que la poésie lyrique des découvertes papyrologiques des dernières décennies. Comme toujours aussi, ces nouveaux fragments, à côté des lumières nouvelles qu'ils apportent, posent des problèmes de toute sorte, qui occuperont longtemps les chercheurs. L'un des bienfaits de la papyrologie ne consiste-t-il pas précisément dans cette incitation au travail, par laquelle les études sur l'antiquité reçoivent une impulsion sans cesse renouvelée ?

Nous terminerons par quelques indications sur les publications de textes comiques.

Depuis la découverte, en 1907, en même temps que le Ménandre, de fragments, identifiés ultérieurement comme appartenant aux *Dèmes* d'Eupolis (cf. *Arch. Pap. forsch.* VI 223), la comédie ancienne n'avait pas bénéficié d'enrichissements importants du fait des papyrus. Depuis lors, et après un assez long intervalle, ont apparu quelques restes d'un beau volumen contenant les *Πλοῦτοι* de Cratinos. La renommée de ce poète, rival d'Aristophane et son aîné, augmente la valeur de la trouvaille qui, comme nous en avons vu bien des exemples, s'est dispersée entre Florence et Bruxelles[37].

Le fragment de Florence PSI 1212, en dimètres anapestiques, appartient à la *πάροδος*, comme l'indique aussi la présentation du chœur par lui-même *Τιτᾶνες μὲν γενεάν ἐσ[μεν] Πλοῦτοι δ' ἐκαλούμεθ'* ... paroles qui révèlent la signification du titre et l'identité du chœur, points que Kock n'avait pu décider avec l'information dont il disposait. Ces êtres contemporains de Cronos ont été confinés sous la terre quand Zeus s'est emparé du pouvoir. Ils sont revenus au jour d'abord pour s'assurer si un certain de leurs frères est toujours en honneur; peut-être s'agit-il de Prométhée. Mais leur principale préoccupation est de vérifier qui, à Athènes, est riche justement, qui injustement, autrement dit ils vont mener une enquête sur l'origine des fortunes athéniennes. Le second fragment nous fait assister à ladite enquête. Elle a une allure judiciaire. Le chœur, par la bouche de son coryphée, paraît jouer le rôle de témoin à charge, mais on ne voit pas qui est le magistrat ni si l'inculpé est présent. Il s'agit, dans le passage conservé, d'Hagnon, fils de Nicias, du dème de Steiria, homme politique influent, plusieurs fois stratège entre 440 et la fin de la guerre du Péloponèse, fondateur, en 437, de la ville d'Amphipolis sur le Strymon. La «justice» de sa fortune est contestée par le témoin. Il est répondu (par qui ?) que cette fortune est ancienne, qu'il l'a héritée. Le témoin analyse alors la carrière du père de l'accusé, qu'il qualifie de *φορτηγός*. Ici s'arrête le fragment.

[37] Le fragment, aujourd'hui propriété des Musées Royaux de Bruxelles, leur a été offert par son acquéreur M. F. Cumont. Il a été publié par P. Mazon dans les *Mélanges Bidez* II p. 604 (Bruxelles 1934), v. aussi R. Goosens, *Chron. d'Egypte*, 1935, pp. 377, 379.

Quelques vers des *Προσπάλτιοι* d'Eupolis, également trouvés à Oxyrhynchos, ont été publiés aussi dans PSI 1213. On trouve dans ce court morceau une adaptation des vers célèbres de l'*Antigone* de Sophocle, 712–714, par lesquels Hémon exhorte son père à faire fléchir sa colère en employant l'image de l'arbre qui, en pliant, résiste aux éléments déchaînés. Ici, le conseil s'adresse à un plaideur obstiné, ce qui concorde assez bien avec l'indication de l'Etymol. magn. 288, 15 *ἐκωμῳδοῦντο οἱ Προσπάλτιοι ὡς δικαστικοί* (cf. Kock I, p. 323).

On voit, par ces découvertes, qu'au IIe siècle de notre ère la littérature athénienne classique trouvait des lecteurs dans une métropole de la moyenne Egypte, comme la poésie lesbienne, plus ancienne. Les fouilleurs italiens du site d'Oxyrhynque pensent que la plupart des textes littéraires de cette provenance appartenaient à la bibliothèque d'un fonctionnaire cultivé, Aurélius Sarapion, qui exerça les fonctions de gouverneur civil du nome ou stratège au Fayoum et dans l'Hermopolite au commencement du IIIe siècle de notre ère. Nous devons donc un tribut de reconnaissance à cet administrateur lettré, grâce auquel nous lisons en plein XXe siècle des scènes inédites d'Eschyle et des comiques athéniens, des poèmes d'Alcée et de Sapho qu'on pouvait croire à jamais disparus.

Das Selbstzeugnis des Augustus über seine Stellung im Staat

Von *Ernst Hohl*

Post id tem[pus a]uctóritáte [omnibus praestiti, potest]atis au[tem n]ihilo ampliu[s habu]i quam cét[eri, qui m]ihi quoque in ma[gis]tra[t]u conlegae f[uerunt], so lautet in authentischer Form[1] der bedeutsame Satz, mit dem der Princeps Augustus seine in der Tat einzigartige Stellung innerhalb der eigenen Schöpfung, der *res publica restituta*, im wichtigsten Kapitel (34, 3) seines für die *plebs urbana* letztwillig bestimmten Leistungsberichtes umreißt. Den Gehalt des Kaiserwortes hat R. Heinze[2] mit folgender, den Satzbau umstellender, Paraphrase auszuschöpfen gesucht: «An zwingender Machtbefugnis habe ich nie mehr besessen, als mir jeweils, innerhalb der durch die Kollegialität gezogenen Schranken, kraft der mir übertragenen Ämter zustand; meine Vorrangstellung beruhte auf dem Einfluß, den man mir, mehr als irgendeinem anderen, als dem in politischen Fragen maßgeblichsten Führer freiwillig einräumte.» Das sind 46 deutsche Worte für 17 lateinische oder, wenn man *post id tempus*, «seit dieser Zeit», hinzunimmt, 49 statt 20. Die stümperhafte griechische Übertragung[3], in der die eigentlich nicht zu entbehrende Zeitbestimmung fortgelassen ist, kommt gar mit einem Dutzend Worten aus: *Ἀξιώμ[α]τι πάντων διήνεγκα, ἐξουσίας δὲ οὐδέν τι πλεῖον ἔσχον τῶν συναρξάντων μοι.*

Merkwürdigerweise ist noch immer keine Einmütigkeit darüber erzielt, wie der so viel sagende und noch mehr verschweigende Satz zu übersetzen und auszulegen ist. Hier drei Proben aus jüngster Zeit:

---

[1] Res gestae divi Augusti 34, 3 = Monumentum Ancyranum latinum VI 21–23, wo der verstümmelte Wortlaut von Mommsen durch Rückübersetzung aus dem griechischen Teil folgendermaßen ergänzt wurde: *Post id tem[pus praestiti omnibus dignitate, potest]atis au[tem n]ihilo ampliu[s habui quam qui fuerunt m]ihi quoque in ma[gis]tra[t]u conlegae.* Daß diese lange als kanonisch geltende Ergänzung an entscheidender Stelle berichtigt werden konnte (*auctoritate* statt *dignitate*) wird dem Finderglück Sir W. M. Ramsays und dem Scharfsinn A. v. Premersteins verdankt; s. ihre gemeinsame Ausgabe der in Antiochia in Pisidien entdeckten Splitter einer Kopie des lateinischen Textes, Monumentum Antiochenum, Klio, 19. Beiheft, 1927, S. 96f. Die echte Lesart *auctoritate* hat A. v. Premerstein im Hermes 59, 1924, S. 103ff. veröffentlicht, während das *ceteri* erst drei Jahre später durch die Ausgabe bekannt geworden ist. Wenn der griechische Paralleltext das eigentlich unübersetzbare *auctoritate* mit *ἀξιώματι* wiedergibt, so sei daran erinnert, daß Thukydides (II 65, 8) diese Eigenschaft einem Perikles nachrühmt.

[2] Hermes 60, 1925, S. 355, wieder abgedruckt in Heinzes «Ausgewählten Aufsätzen» die E. Burck unter dem Titel «Vom Geist des Römertums», Leipzig und Berlin 1938, mit nützlichen Anmerkungen herausgegeben hat.

[3] Sie wird von W. Weber, Princeps I, Stuttgart/Berlin 1936, maßlos überschätzt und «vermutungsweise» auf den «treuen Sekretär» des Augustus, den Freigelassenen Polybios, «mittelbar» oder «unmittelbar» zurückgeführt (S. 226; vgl. Anm. 632 a. E.). Die von H. Volkmann, Bursians Jahresbericht 279, 1943, S. 58ff. gegebenen Proben zeigen zu Genüge, wie es um die von Weber erneut (auch in Anm. 5 a. O.) behauptete «offiziöse, bis ins einzelne oft erstaunlich getreue Wiedergabe» in Wahrheit bestellt ist.

H. St. Schultz[4]	W. Weber[5]	F. Gottanka[6]
«Seit dieser Zeit stand ich an persönlichem Ansehen über allen, an Amtsgewalt aber besaß ich nicht mehr, als *auch* meine Kollegen in denselben Ämtern besaßen.»	«Nach dieser Zeit habe ich durch wirkende Schöpferkraft (!) alle übertroffen, an Amtsgewalt aber habe ich um nichts mehr gehabt als die übrigen, die *auch mir* im Amt Genossen gleicher Gewalt gewesen sind.»	«Seit dieser Zeit übertraf ich an Machteinfluß alle, an Amtsgewalt aber besaß ich um nichts mehr als die übrigen, die mir *in jedem Amte* Amtsgenossen gewesen sind.»

Schultz, der allerdings durch freiere Wiedergabe das Ursprüngliche verwischt, ja die Pointe, wie sich zeigen wird, zerstört hat, geht offenbar von *mihi quoque* aus. Ein Gleiches gilt von Weber, der «in allem dem Wortlaut möglichst nahezukommen» trachtet, ein Bestreben, das mancherorts zu Absonderlichkeiten[7] führt, hier aber das Gute hat, jeden Zweifel auszuschließen. Nicht weniger unzweifelhaft legt dagegen Gottanka die Verbindung *quoque in magistratu* zugrunde[8]. Es geht um die Frage: ist *quoque* das enklitische Adverbium, das «auch» bedeutet, oder aber der Ablativ von *quisque*, «jeder»? Ist die Qualität des Vokals *o* kurz oder lang? Mit anderen Worten: Will Augustus sagen, auch er habe in der Magistratur Kollegen gehabt, oder behauptet er, in jedem Amt (*quoque in magistratu*) durch die Schranken der Kollegialität eingeengt gewesen zu sein? Aus Heinzes Paraphrase erhellt die Entscheidung für *quoque in magistratu* («jeweils»). Dieselbe Ansicht hat mit allem Nachdruck und gestützt auf das Gutachten der Bearbeiter des Thesaurus linguae Latinae U. Wilcken verfochten, übrigens nicht ohne «ganz offen zu gestehen», früher *mihi quoque* «wie selbstverständlich» hingenommen zu haben[9]. Ja, Wilcken versichert sogar, «daß Augustus unmöglich gesagt haben kann: «an *potestas* habe ich nicht mehr gehabt als die andern, die *auch mir* in der Magistratur Kollegen gewesen sind», denn wem sollten sie außer ihm noch Kollegen gewesen sein? Sowohl für die Mitkonsuln wie für die Mitinhaber der tribunizischen Gewalt würde diese Bemerkung völlig sinnlos sein. Dann bleibt aber nur übrig, *quoque* mit dem Folgenden zu verbinden und zu lesen: *quoque in magistratu*. Dann bedeutet der Satz: «an *potestas* habe ich nicht mehr gehabt als die andern, die mir *in welcher Magistratur auch immer* Kollegen gewesen sind.» Genau genommen geben die von Wilcken selbst ausgezeichneten Worte nicht *quoque in magistratu*, sondern *quocumque in magistratu* wieder, was nicht dasteht[10]. Nicht stichhaltig ist Wilckens Hinweis auf die griechische Übersetzung: «Hätte der Übersetzer *mihi quŏque* verstanden, so würde er nicht *τῶν συναρξάντων μοι*, sondern *τῶν κἀμοὶ συναρξάν-*

[4] In dem Büchlein von M. Schede und H. St. Schultz, Ankara und Augustus, Berlin 1937, S. 63.

[5] In der «Neuen Propyläen-Weltgeschichte» I, Berlin o. J. (1940), Beilage zwischen S. 336 und 337.

[6] «Kaiser Augustus, meine Taten», München 1943, S. 49.

[7] Z. B. in der Wiedergabe von *exemplar* im Präskript mit «Abbild», von *eo nomine* (1, 2) mit «unter diesem Kennwort», von *excidere* (3, 2) mit «aushauen» u. dgl.

[8] F. Stähelin gibt in seinem würdigen Festvortrag «Kaiser Augustus», Brugg 1939, S. 7, den Relativsatz wieder mit «die in Einzelämtern jeweils meine Kollegen waren».

[9] Zur Genesis der Res gestae divi Augusti, SB Berlin 1932, S. 242.

[10] Von seinem Standpunkt aus richtig spricht Wilcken, a. a. O. S. 246, von Kollegen, die Augustus «jeweilig» gehabt habe.

των geschrieben haben»[11]. In Wirklichkeit ist im Griechischen der Buchstabenkomplex *quoque* unberücksichtigt geblieben, also weder *quŏque* noch *quōque* übersetzt. Das ist verzeihlicher als die Weglassung eines Äquivalentes für *post id tempus*.

E. Kornemann[12] hat in einer Auseinandersetzung mit Wilcken, im Grunde doch mehr seinem Gegner als seinem Bundesgenossen[13], betont, er habe die besagte Stelle von jeher mit Mommsen[14] im Sinne von *in unoquoque magistratu* aufgefaßt. Derselbe Forscher hat den Amtsgenossen des Augustus anhand des Leistungsberichts eine eigene kleine Studie gewidmet, um die in c. 34, 3 gemeinten Kollegen zu ermitteln[15]. Dabei ist er zu dem Ergebnis gelangt, daß der «Satz», «hinter dem wenig Tatsachenmaterial steht», «nach der Niederlegung des Konsulats durch den Prinzeps eigentlich seinen tieferen Sinn verloren hat»[16], also seit Mitte 23 v. Chr. In seinem Artikel über das Monumentum Ancyranum erklärt Kornemann dementsprechend, der Passus entstamme der «Consulatsepoche des Prinzipats» und könne «nur spätestens vor der Mitte des Jahres 23 v. Chr. geschrieben sein, weil die *conlegae*, auf die hier angespielt wird, doch in erster Linie seine Mitconsuln gewesen sein müssen»[17]. Offensichtlich bewertet Kornemann die fünf Konsulate, die Augustus in den Jahren 27 bis 23 ohne Unterbrechung innehatte und, mit Ausnahme des letzten in der Reihe, bis zum Jahresschluß bekleidete, als fünf einzelne Magistrate, in deren jedem er einen gleichberechtigten Mitkonsul an seiner Seite duldete. Mommsen[18] hatte gar an die Prokonsuln der Senatsprovinzen gedacht, die Augustus «*si non vere, certe non sine specie veri*» als ihm gleichberechtigte Kollegen bezeichne, eine Ausdeutung, die schon von Wilcken[19] zurückgewiesen wurde.

Im Gegensatz zu Kornemann[20] war Wilcken[21] der Ansicht, daß Augustus «*mehr als eine* Magistratur im Auge hatte», also nicht bloß das Konsulat. Der Satz könne «erst nach 18 v. Chr. geschrieben sein, wo es zum erstenmal einen Mitinhaber der *tribunicia potestas* gegeben hat». Augustus habe nämlich behauptet,« daß auch *Agrippa* und *Tiberius*» – als Mitinhaber der *tribunicia potestas* seine Mitregenten – «nicht weniger *potestas* gehabt hätten als er selbst»[22]. So sah sich denn Wilcken

---

[11] Dazu Volkmann, Burs. Jahresber. 279, S. 73.
[12] RE 16, 1935, Sp. 221f. s. v. Monumentum Ancyranum.
[13] Vgl. F. Koepp, Gnomon 9, 1933, S. 316.
[14] Res gestae divi Augusti, 2. Aufl., Berlin 1883, S. 147; auch im Index verborum a. a. O. S. 212 hat Mommsen das *quoque* unserer Stelle als Ablativ von *quisque* registriert, was G. Dittmann bei Wilcken, a. a. O. S. 243, Anm. 3, sich entgehen ließ.
[15] Die «Amtsgenossen» des Augustus, Philol. Wochenschrift 51, 1932, Sp. 227ff.
[16] A. a. O. Sp. 233f.
[17] RE 16, Sp. 219.
[18] A. a. O. S. 148.
[19] A. a. O. S. 243, Anm. 3. Nach dem Vorgang von A.v. Premerstein, Vom Werden und Wesen des Prinzipats, Abh. München 1937, N. F., Heft 15, S. 187, versteht Volkmann, Der Prinzipat des Augustus, N. Jbb. f. Antike u. deutsche Bildung 1, 1938, S. 28, unter den «jeweiligen Amtskollegen» außer den Mitkonsuln die Mitinhaber des *imperium proconsulare* und der *tribunicia potestas*.
[20] Mausoleum und Tatenbericht des Augustus, Leipzig/Berlin 1921, S. 42f.
[21] A. a. O. S. 243.
[22] A. a. O. S. 244.

veranlaßt zu «konstatieren, daß *Kaiser Augustus* und *Theodor Mommsen* verschiedene Ansichten über die *potestas* der Mitregenten, ja darüber hinaus über das tiefste Wesen des Prinzipats gehabt haben»[23]. Da ist es in der Tat, um mit Wilcken zu reden, «von entscheidender Bedeutung, wie das sicher überlieferte *quoque* gedeutet wird»[24].

Erstaunlicherweise ist es bisher ganz unbeachtet geblieben, daß im Monumentum Ancyranum in dem uns beschäftigenden Zusammenhang (c. 34, 3)[25] das kurze *o* in *quoque* und damit das Adverbium gewissermaßen *überliefert* ist. Zur Bezeichnung der naturlangen Vokale *a*, *e*, *o* und *u*[26] steht der zeitgenössischen lateinischen Orthographie ein besonderer Akzent, der sogenannte Apex, zu Gebot; von diesem Hilfsmittel macht die Inschrift von Ancyra reichlichen Gebrauch: so steht in c. 4, 1 (Mon. Anc. lat. I 24) der Apex über dem Ablativ von *quisque* (*quóque bello*, «in jedem Kriege»). Der Buchstabenkomplex *quoque* findet sich, abgesehen von den beiden soeben erwähnten Stellen, im gesamten Text nur noch zweimal, nämlich in c. 5, 3 (Mon. Anc. lat. I 35)[27] im unbestreitbaren Sinn von «auch» und demgemäß ohne Apex und in c. 9, 1 (Mon. Anc. lat. II 16) ebenso unverkennbar als Ablativ von *quisque*. Daß im letzteren Fall der Vokal, auf den es ankommt, das lange *o* nicht erhalten ist, und daß in dieser Hinsicht auch das Monumentum Antiochenum[28] versagt, ist eine bedauerliche Tücke des Objekts. Immerhin steht soviel unbedingt fest: im Monumentum Ancyranum ist der Ablativ von *quisque* an einer völlig einwandfreien Stelle mit dem Apex versehen, während an einer anderen das Adverbium *quoque* zu Recht dieses Zeichens entbehrt. Da nun auch in c. 34, 3 der Apex fehlt, fühle ich mich zu der Feststellung berechtigt oder vielmehr verpflichtet, daß hier nicht *quóque* mit langem *o*, sondern *quoque* mit kurzem *o* überliefert ist[29]. Dabei bin ich von vornherein auf den Hinweis gefaßt, daß bei weitem nicht jeder lange Vokal an den Marmorwänden des Roma- und Augustustempels im heutigen Ankara den Apex trägt, ja daß andererseits auch fehlerhafte Akzentuierung vorkommt[30]. Vielleicht glaubt man auch darauf aufmerksam machen zu müssen, mit welcher Willkür die Steinmetzen ihr Handwerk auszuüben pflegten oder wieviele Zwischenglieder die Steinkopie in Galatien von dem Ori-

---

[23] A. a. O. S. 245.

[24] A. a. O. S. 242.

[25] Mon. Ancyr. lat. VI 22f., im Monumentum Antiochenum nicht erhalten (s. Ramsay-v. Premerstein, a. a. O. S. 42f.

[26] Vgl. R. Cagnat, Cours d'épigraphie latine, 3. Aufl., Paris 1898, S. 27f.; H. Dessau, Lateinische Epigraphik in Gercke-Norden, Einleitung in die Altertumswissenschaft I, 10. Heft, Leipzig/Berlin 1925, S. 19. Daß auch die Schreibschrift in der frühen Kaiserzeit sich des Apex bediente, zeigen lateinische Papyri (Dessau, a. a. O., C. Wessely, Aus der Welt der Papyri, Leipzig 1914, S. 45f. und Abb. S. 47; allgemein: W. Schubart, Einführung in die Papyruskunde, Berlin 1918, S. 51; ders., Antike 14, 1938, S. 184).

[27] Noch nicht in Mommsens Ausgabe; s. aber Ramsay-v. Premerstein, a. a. O. S. 54f.

[28] A. a. O. Tafel II: *quin]to qu[oque anno* ...].

[29] O. Hirschfeld hat schon im Jahr 1885 die Beobachtung, daß die Präposition *a* im Monumentum Ancyranum «regelmäßig den Apex führt», in den Dienst der Textkritik gestellt (Kleine Schriften, Berlin 1913, S. 829, Anm. 1).

[30] Mommsen in seiner Ausgabe S. 190.

ginalmanuskript des Augustus trennen mögen[31]. Solche Einwände können jedoch den methodischen Grundsatz nicht umstoßen, dem zufolge die «exakte philologische Interpretation»[32] unter allen Umständen von der Überlieferung auszugehen hat, in unserem Fall also von dem von Wilcken im Verein mit den Thesauruslatinisten verworfenen *mihi quoque*[33]. Nur wer mit Wilcken diesen nun einmal überlieferten Wortlaut auch nach erneuter Prüfung als «völlig sinnlos» empfinden sollte, ist subjektiv befugt, den fehlenden Apex hinzuzukonjizieren und das umstrittene Wort als den Ablativ von *quisque* mit *in magistratu* zu verknüpfen.

Tatsächlich ergibt die Verbindung *mihi quoque* einen ausgezeichneten «psychologischen» Sinn, wie der holländische Philolog K. Sprey[34] gegen Wilcken geltend gemacht hat. Schon vorher hatte R. Laqueur[35] das *quoque* treffend erklärt: «Eigentlich sollte man meinen, daß ein Mann derartiger Leistungen von allen Beschränkungen befreit wäre, darum betont er, daß *auch* ihm, wie jedem anderen Römer, der eine Beamtung bekleidete, ein Kollege zur Seite stand, und zwar mit gleicher Amtsgewalt.» Daß aber *quŏque* eigentlich überliefert ist, wurde auch von diesen beiden Kritikern Wilckens übersehen, desgleichen von H. Volkmann, der in seinem lehrreichen «Bericht»[36] für Wilcken und gegen Sprey Stellung nimmt. Und doch hat Volkmann selbst in seiner «kritischen Textausgabe», die den ersten Teil des genannten Berichts[37] ausmacht, die zahlreichen Apices des Ancyranums wie des Antiochenums sorgfältig registriert.

Übersetzt lautet der eingangs zitierte Passus: «Seit dieser Zeit (nämlich seit der Ernennung zum Augustus am 16. Januar 27 v. Chr.) habe ich an maßgebender Geltung alle überragt, an Amtsgewalt aber um kein Gran mehr besessen als die anderen, die auch ich im Amt zu Kollegen gehabt habe.» Die Erkenntnis, daß Augustus *mihi quoque* geschrieben hat, enthebt uns des leidigen Bemühens, mehr als *ein* Amt ausfindig zu machen, in dem der Princeps Kollegen *pari potestate* gehabt hat. Gemeint ist einzig und allein der *amplissimus magistratus*[38], das Konsulat, das zweistellige republikanische Oberamt. Mit Fug und Recht hat der Jurist H. Siber[39] erklärt: «Mit dem Satze von der ‚*potestas*' sagt Augustus unmittelbar nur, daß seine magistratische Gewalt nach 27 die seiner Kollegen, der Mitkonsuln von 27–23 nicht überstieg.» Gerade das Konsulat ist ja von den ordentlichen republikanischen Ämtern das einzige, das der Verfasser des Leistungs-

[31] Ein besonders kompliziertes Stemma hat Weber, Princeps I, S. 115, aufgestellt, ein einfacheres J. Gagé in seiner trefflichen Ausgabe Res gestae divi Augusti, Paris 1935, S. 50; vgl. Volkmann, Burs. Jahresber. 279, S. 48f.

[32] Wilcken, a. a. O. S. 241.

[33] Mommsens Ablehnung der von J. Franz im Jahr 1843 vorgeschlagenen Ergänzung *auctoritate* war ein ähnlicher Mißgriff.

[34] Mnemosyne 3. ser., vol. II, 1935, S. 295.

[35] Komposition und Entstehung der RgdA, Vergangenheit und Gegenwart 23, 1923, S. 393f.

[36] Burs. Jahresber. 279, S. 73.

[37] Burs. Jahresber. 276, 1942.

[38] Sueton, Aug. 26, 2; s. Mommsen, Römisches Staatsrecht II³, S. 87, Anm. 1.

[39] Das Führeramt des Augustus, Abh. Leipzig 44, 2, 1940, S. 74.

berichts in seinem langen Leben bekleidet hat, insgesamt nicht weniger als dreizehnmal, so oft wie M. Valerius Corvus und C. Marius zusammen[40]. Im noch nicht vollendeten zwanzigsten Lebensjahr[41] – früher als irgend ein Römer vor ihm – hat er es erstmalig am 19. August 43 v. Chr. erreicht, auf den Tag genau 56 Jahre vor seinem späten Ende; sein dreizehntes und letztes Konsulat hat er fünfzehn Jahre vor seinem Tode angetreten in dem nämlichen Jahr, das dem *Divi filius* mit der Verleihung des Ehrentitels *pater patriae* durch Senat, Ritterschaft und Volk die höchste irdische Auszeichnung bringen sollte (am 5. Februar 2 v. Chr.). In den Jahren 31 bis 23 hatte er ohne Unterbrechung sein drittes bis elftes Konsulat inne, und zwar jeweils mit einem amtierenden Kollegen zur Seite; die eigentliche Konsulatsepoche des Prinzipats beginnt indes erst im Jahre 27 v. Chr. mit dem im Senat am 13. Januar erklärten Verzicht auf die absolute *summa potestas*, die der einstige *triumvir rei publicae constituendae*, als Sieger von Actium und Alexandria unbestrittener Alleinherr des gesamten *imperium Romanum*, in seiner Hand vereinigt hatte und die er auch fernerhin hätte festhalten können, wenn anders er gewollt hätte. Doch, von des Adoptivvaters blutigem Schatten gewarnt, zog er es vor, sich seiner Machtfülle freiwillig zu entäußern und im Einvernehmen mit dem Senat seine faktische Alleinherrschaft geschickt abzutönen auf seinen Prinzipat, der mit der republikanischen Verfassung nicht in offenem Widerspruch zu stehen schien und den Mommsens staatsrechtliche Theorie als «Dyarchie» zu erfassen suchte.

Schon zu Beginn des vorhergehenden Jahres 28 hatte Oktavian, der nachmalige Augustus, eine unverkennbar «republikanische» Geste gemacht: er überließ nämlich die Hälfte seiner 24 Fasces dem Mitkonsul Agrippa und stellte damit den alten Brauch wieder her, wonach jedem der beiden Konsuln je ein Dutzend Fasces zustand[42]; auch verfehlte er nicht, am letzten Tage dieses seines sechsten Konsulats den früher üblichen «Rücktrittseid»[43] abzulegen, während seiner Amtsführung als Konsul nicht gegen die Gesetze verstoßen zu haben. Man bedenke, daß der nun auf einmal so korrekt sich gebärdende Wahrer und Erneuerer der republi-

[40] Tacitus, ann. 1, 9. Die Zahl von insgesamt 13 Konsulaten hat erst der weströmische Kaiser Honorius (395–423) wieder erreicht; übertrumpft wurde Augustus in dieser Hinsicht nur von Domitian (81–96) mit 17 und von dem oströmischen Kaiser Theodosius II. (408–450) mit 18 Konsulaten.

[41] Nach diesem Präzedenzfall ihres Groß- und Adoptivvaters war auch den Caesares Gaius (geb. 20 v. Chr.) und Lucius (geb. 17 v. Chr.) das Konsulat für ihr 20. Lebensjahr zugedacht; der ältere hat es auch tatsächlich in diesem Alter innegehabt (1 n. Chr.); dagegen ist der jüngere schon als Achtzehnjähriger verstorben (20. August 2 n. Chr.).) – Nebenbei: der groteske «Auftritt im Theater, bei dem der elfjährige Lucius die ihm flatierende Bevölkerung um den Konsulat für den Bruder bat» (Weber, Princeps I, S. 189*; vgl. Mommsen, RgdA, S. 52f., und namentlich V. Gardthausen, Augustus und seine Zeit, I, 3, Leipzig 1904, S. 1119) hat niemals stattgefunden. Alle drei Forscher berufen sich auf Dio 55, 9 (1f.); wie schon U. Ph. Boissevain, ed. Dio II, Berlin 1898, S. 489, anmerkt, hat sich Mommsen auf den noch nicht berichtigten Dio-Text gestützt; Gardthausen und Weber hätten sich die von ihnen benutzte Ausgabe Boissevains etwas genauer ansehen sollen. In Anm. 35 zu S. 1125 schreibt Gardthausen jene Notiz Boissevains wörtlich aus, ohne den auf S. 1119 begangenen Irrtum zu gewahren.

[42] Dio 53, 1, 1; Mommsen, St.-R. I³, S. 387, Anm. 5; (II³, S. 871).

[43] Mommsen, St. R. I³, S. XXV, Anm. 1.

kanischen Gepflogenheit am ersten Morgen des Jahres 33 v. Chr. nur für wenige Stunden den Konsul gespielt hatte[44]. Während hinsichtlich der Befristung der Amtszeit von Oktavians Mitkonsuln bisher ziemliche Willkür geherrscht hatte, – das eben erwähnte Jahr 33 sah insgesamt acht Konsuln! – wurde vom Jahr 28 v. Chr. an[45] bis auf weiteres das Jahreskonsulat der beiden Eponymen wieder die Regel[46]. Das Jahr 23 v. Chr. – im Leben des Vierzigjährigen ein Krisenjahr und für den Ausbau der ungeschriebenen Prinzipatsverfassung kaum minder bedeutsam als das Jahr 27 für deren Grundlegung – brachte einen unerwarteten Systemwechsel: um die Jahresmitte legte Augustus sein bereits elftes Konsulat, das neunte einer ununterbrochenen Reihe, urplötzlich nieder und verschaffte sich in der ihm durch Gesetz[47] zuerkannten *tribunicia potestas annua et perpetua* einen ebenso originellen wie vollwertigen Ersatz für das dauernde Konsulat, auf das er von nun an zu verzichten willens war. Gerade die strikte Kollegialität, der er sich als Konsul in den letztvergangenen Jahren so geflissentlich unterzogen hatte, mag sich ihm – und wohl auch dem jeweiligen Mitkonsul, wenngleich in anderem Betracht – als lästig und unzweckmäßig erwiesen haben; aber auch der Bedarf an Konsularen als einer im Senat und besonders für die Verwaltung der Provinzen unentbehrlichen Rangklasse machte es wünschenswert, daß nicht von vornherein das eine der beiden Jahreskonsulate dem Princeps vorbehalten blieb[48].

Vorausgegangen war dem überraschenden Rücktritt vom Konsulat die gegen das Leben des Princeps gerichtete Verschwörung des Fannius Caepio, in die gar der Mitkonsul A. Terentius Varro Murena, der Schwager des Maecenas, verwickelt war; zum Nachfolger des Kollegen, der seine Untreue mit dem Tode büßen mußte, erkor Augustus einen in der Wolle gefärbten Republikaner, den steifnackigen Cn. Calpurnius Piso, den er übrigens um die Annahme der ihm zugedachten Würde förmlich bitten mußte[49]. Eben diesem seinem Mitkonsul händigte der in der ersten Jahreshälfte gefährlich Erkrankte in Gegenwart der amtierenden Magistrate und der Spitzen von Senat und Ritterschaft ein von ihm auf dem laufenden gehaltenes *rationarium imperii* aus, eine statistische Übersicht über die militärischen und finanziellen Verhältnisse des Reichs[50]. Am Krankenbett eines auf den Tod darniederliegenden Konsuls der alten römischen Republik hätte sich eine solche Szene unmöglich abspielen können. Als dann der Wiederaufgelebte mitten im

[44] Das schlechte Beispiel hatte im Vorjahr Antonius gegeben (Dio 49, 39, 1; 43, 6). Noch am 1. Januar 33 v. Chr. trat an Oktavians Stelle L. Autronius als Suffektkonsul (Groag, PIR I, 2. Aufl., 1933, S. 342, A nr. 1680).

[45] Nicht schon ab 1. Januar 725 (29 v. Chr.), wie Mommsen, St.-R. II³, S. 83 behauptet.

[46] Mommsen, a. a. O. S. 83, Anm. 1.

[47] RgdA 10, 1 mit J. S. Reids der griechischen Version entsprechender Ergänzung per legem sanctum est, für die sich Gagé, Weber und Volkmann entscheiden. An Ramsay-v. Premersteins Vorschlag [*ut*] ... *tribunicia potestas mihi* [*tribueretur, statutum est*] stört der fatale Gleichklang *tribunicia-tribueretur*.

[48] Gardthausen, Augustus und seine Zeit, I, 2, Leipzig 1896, S. 726f.; H. Dessau, Geschichte der römischen Kaiserzeit I, Berlin 1924, S. 49f.; vgl. Mommsen, St.-R. II³, S. 871 und Anm. 2.

[49] Tacitus, ann. 2, 43.

[50] Dio 53, 30, 2; Sueton, Aug. 28, 1.

Jahr von seinem Albanum aus als Konsul abdankte, bestellte er zu seinem *suffectus* und damit zum Amtsgenossen Pisos abermals einen Mann, der während der unseligen Bürgerkriegszeit im gegnerischen Lager gestanden hatte, den L. Sestius Quirinalis, wiewohl dieser Kampfgenosse des Cäsarmörders Brutus dessen Gedächtnis unentwegt in Ehren hielt[51]. Nicht minder bezeichnend für den «liberalen» Kurs, den Augustus damals, gewitzigt durch den Attentatsplan, als zweckmäßig erachtete, ist das großzügige Anerbieten, im Senat sein Testament zur Verlesung zu bringen; er gedachte so aufs schlüssigste die den Zeitgenossen ganz unbegreifliche Tatsache zu beweisen, daß er niemanden zum politischen Erben, zum *successor potentiae*[52], eingesetzt hatte[53]. Der Senat war jedoch diskret genug, auf diesen Vorschlag nicht einzugehen[54]. Insgemein hatte man dem Princeps die Absicht unterstellt, für den Fall seines Ablebens dem Neffen und Schwiegersohn M. Claudius Marcellus, dem Gatten der Julia, die Sukzession zuzuwenden. Allerdings hatte Augustus anläßlich des auf dem Krankenbett abgehaltenen republikanischen «Kronrats» – um mit einem Oxymoron den eigenartigen Vorgang zu kennzeichnen – seinen Siegelring nicht dem noch nicht zwanzigjährigen Eidam, sondern dem vielbewährten Jugendfreund Agrippa, der für ihn die Seeschlachten von Naulochos (3. September 36 v. Chr.) und von Actium (2. September 31 v. Chr.) geschlagen und gewonnen hatte, überantwortet. Agrippa, der Altersgenosse des Augustus, und Marcellus waren verschwägert, seitdem Agrippa dessen Schwester (Claudia) Marcella, die ältere der beiden gleichnamigen Töchter der Octavia minor, heimgeführt hatte (nach Dio 53, 1, 2 um das Jahr 28 v. Chr.). Die Spannung zwischen den rivalisierenden Schwägern wurde so bedrohlich, daß Augustus noch im Jahr 23 v. Chr. den Agrippa in ehrenvollen Formen aus Rom entfernte, indem er ihn mit seiner Stellvertretung im Osten betraute. Agrippa überließ die Geschäfte seinen Legaten und zog sich nach Mytilene auf Lesbos zurück, wo er an seinen Memoiren geschrieben haben mag[55]. Doch noch ehe das bewegte Jahr zur Rüste ging, erlag Marcellus einer Epidemie, und zwei Jahre später machte Augustus den Agrippa anstelle des Verstorbenen zum Gatten der verwitweten Julia. Diesen Schritt soll ihm Maecenas angeraten haben mit der ebenso drastischen wie durchschlagenden Begründung: «Du hast den Agrippa so hoch gehoben, daß Du ihn entweder zum Schwiegersohn machen oder töten mußt[56].»

Dem rückschauenden Blick zeigt das ereignisreiche Jahr 23 die merkwürdige Doppelpoligkeit der Stellung des Augustus. Er selbst gibt sich als korrekter Republikaner; aber die leidige Rivalität zwischen dem jungen Schwiegersohn

---

[51] Vgl. E. Groag in den Laureae Aquincenses II, Budapest 1941, S. 38f.; F. Münzer, RE 2 A, 1923, Sp. 1885.

[52] Velleius Paterculus 2, 93, 1.

[53] Dio 53, 31, 1.

[54] Daß Augustus bereits den an sein Krankenbett gerufenen Würdenträgern sein noch unversiegeltes Testament vorgewiesen habe, liest Wilcken, a. a. O. S. 229, Anm. 5, zu Unrecht aus Dio 53, 30, 1 herasa.

[55] Gardthausen, a. a. O. I 2, S. 749.

[56] Dio 54, 6,5 .

und dem alten Freund, den er als den Gatten seiner Nichte bereits in das «Kaiserhaus» aufgenommen hatte, verrät die dynastischen Tendenzen, denen Augustus hinter der republikanischen Fassade bis an sein sein Ende zu huldigen fortfuhr. Den im Jahr 23 getätigten Verzicht auf das dauernde Konsulat hat das Volk von Rom nichts weniger als gern gesehen; als man im nächsten Jahr unter Seuchen und Hunger zu leiden hatte, schrieb man alle Not dem Umstand zu, daß Augustus nicht mehr Konsul sei, und auch noch im Jahr 21 und wiederum im Jahr 19 ließ man die eine der beiden Konsulstellen unbesetzt in der freilich trügerischen Hoffnung, Augustus werde sie einnehmen[57].

Für das Experimentieren des Princeps ist bezeichnend, was Sueton[58] ohne Zeitangabe in einem Abschnitt über neu geschaffene Posten berichtet: *exegit etiam, ut quotiens consulatus sibi daretur, binos pro singulis collegas haberet, nec optinuit, reclamantibus cunctis satis maiestatem eius imminui, quod honorem eum non solus sed cum altero gereret.* Fitzler-Seeck[59] setzen diese Anregung und ihre Ablehnung von seiten des Senats in das Jahr 23 v. Chr. und kurz vor die Niederlegung des Konsulats, also in die ersten Jahreshälfte. Indes könnte Augustus seinen merkwürdigen Vorschlag auch schon zu einem früheren Zeitpunkt gemacht haben. Wenn nach Sueton[60] Augustus bestrebt war, den Kreis der an den Staatsgeschäften Beteiligten zu erweitern, so entspricht dem einigermaßen, was Dio[61] im Hinblick auf den Systemwechsel im Jahr 23 v. Chr. bemerkt: Augustus habe das Jahreskonsulat überhaupt abgeschafft, damit möglichst viele zum Konsulat gelangten. «Das ist im wesentlichen gewiß richtig, aber um einige Jahre anticipiert», erklärt Mommsen[62]; denn vorläufig sei das Jahreskonsulat noch Regel geblieben; auf jeden Fall aber ist festzustellen, daß schon Augustus' persönlicher Verzicht auf den *consulatus perpetuus* die Aussichten der senatorischen Anwärter auf das Oberamt verbessert hat. Wäre der Senat auf den von seinem Obmann[63] gemachten Vorschlag eingegangen, dann hätte in dem dreiköpfigen Kollegium der *consul perpetuus*, neben zwei jährlich wechselnden Amtsgenossen der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht, ganz von selbst eine Sonderstellung eingenommen; den Volkswirtschaftler W. Roscher[64] hat das zweistellige Oberamt der römischen Republik gelegentlich zu folgender Erwägung angeregt: «Wenn es drei Konsuln gegeben hätte, wie in Frankreich unter dem ersten Napoleon, so würde gewiß die

[57] Dio 54, 1, 2; 6, 2; 10, 1.
[58] Sueton, Aug. 37.
[59] RE 10, 1919, Sp. 347f.
[60] Sueton, Aug. 37.
[61] Dio 53, 32, 3.
[62] St.-R. II³, S. 83, Anm. 2.
[63] RgdA 7, 2: *Princeps senatus fui*, von Mommsen ergänzt und durch das Monumentum Antiochenum bestätigt. In der griechischen Übersetzung ist der Begriff umschrieben; dadurch ließ sich Kornemann, Mausoleum und Tatenbericht, S. 41, Anm. 1, zur Verwerfung von Mommsens Ergänzung verleiten; wie Kornemann auch V. Ehrenberg, Klio 19, 1925, S. 206, Anm. 3.
[64] Naturgeschichte der Monarchie, Aristokratie, Demokratie, Neudruck der «Politik, Geschichtliche Naturlehre der Monarchie, Aristokratie und Demokratie», Meersburg/Naunhof/Leipzig 1933, S. 348, Anm. 4.

überlegene Persönlichkeit des einen derselben weit eher zu dessen Herrschaft geführt haben als zwischen nur zweien.» Man fühlt sich in der Tat durch jenen nicht verwirklichten Plan des Augustus an den Premierkonsul Bonaparte erinnert, wiewohl der Korse von Anfang an «seinen beiden Kollegen nur die Rolle von Beratern ließ»[65]. Im Leistungsbericht stellt sich Augustus als den treuen Wahrer der alten Tradition hin. Mit Nachdruck betont er die Ablehnung der Diktatur und des *consulatus annuus et perpetuus*[66], welch letzteren er doch *de facto* jahrelang innegehabt hatte, und versichert, kein dem Väterbrauch nicht gemäßes Amt angenommen zu haben[67]. Aber er unterläßt es auch nicht, die Schaffung neuer Tradition hervorzuheben: [*ipse*] *multárum rér*[*um exe*]*mpla imitanda pos*[*teris tradidi*][68].

Das «Prinzip der Kollegialität» wird von Mommsen[67] als das «unbestritten anerkannte Fundament des republikanischen Staatsrechts» bezeichnet; von einem «vollen Bekenntnis (des Augustus in c. 34, 3) zu dem republikanische Gedanken der Kollegialität» spricht mit Recht Wilcken[70]. Daß Augustus überdies darauf hinweist, auch in seiner Eigenschaft als Inhaber der *tribunicia potestas annua et perpetua*, deren Erfindung Tacitus ihm zuschreibt[71], fünfmal vom Senat einen Kollegen aus freien Stücken (*ultro*) erbeten zu haben[72], «klingt wieder gut republikanisch und soll so wirken»[73]. Mit welch nachhaltigem Erfolg Augustus bemüht war, seinem Prinzipat eine republikanische Schauseite aufzuprägen, zeigt der noch immer nicht beendete Streit über das wahre Wesen seiner nun einmal amphibischen Verfassung.

Wann aber mag Augustus sein diplomatisches Bekenntnis zum republikanischen Grundprinzip der Kollegialität in dem «ebenso berühmten wie dunklen Satz»[74], von dem wir ausgegangen sind, erstmalig niedergeschrieben haben? Nach Wilcken[75] erst, nachdem er sich im Jahr 18 v. Chr. in der Person des Agrippa zum ersten Male einen Kollegen in der *tribunicia potestas* beigesellt hatte, nach Kornemann[76] dagegen noch vor der Niederlegung des Konsulats, zu der er sich Mitte 23 v. Chr. entschloß. Dabei gehen *beide* Forscher von der verkehrten Verbindung *quoque in magistratu* aus; wäre diese Prämisse richtig, dann verdiente Wilckens chrono-

[65] P. R. Rohden in Knaurs Weltgeschichte, Berlin 1935, S. 622; vgl. M. Lenz, Napoleon, Bielefeld und Leipzig 1905, S. 90. Von Augustus als dem «ersten Konsul der Republik» (27–23 v. Chr.) spricht Kornemann, Augustus, der Mann und sein Werk, Breslau 1937, S. 7f.

[66] RgdA 5, 1 (Diktatur) und 5, 3 (Konsulat).

[67] RgdA 6,1.

[68] RgdA 8, 5; nach der griechischen Version hätte Augustus gar sich selbst als Vorbild hingestellt, w s von Weber, Princeps I, S. 170ff. verteidigt wird.

[69] Abriß des römischen Staatsrechts, Leipzig 1907², S. 118.

[70] A. a. O. S. 246; vgl. Kornemann RE 16, Sp. 222.

[71] Tacitus, ann. 3, 56.

[72] RgdA 6, 2; das wichtige *ultro* wird dem Monumentum Antiochenum verdankt; der von Weber so gepriesene Übersetzer hat es unterschlagen.

[73] Wilcken, a. a. O. S. 244, Anm. 2.

[74] Weber, Princeps I, S. 164.

[75] A. a. O. S. 243.

[76] RE 16, Sp. 219.

logischer Schluß den Vorzug, obschon die *tribunicia potestas* streng genommen kein *magistratus* ist[77]. Da aber Augustus, wie bereits dargelegt, bei der Kollegialität in der Magistratur lediglich auf das Konsulat anspielt, können wir allerdings nicht umhin, mit Kornemann an die Konsulatsepoche zu denken. Doch seine Hypothese, daß der Erbauer des im Jahr 28 v. Chr. errichteten Mausoleums schon vor Mitte 23 v. Chr. ein früheres knappes «Urmonument» zu der umfangreichen «Gesamtinschrift», wie wir sie bis auf geringfügige Änderungen und Zusätze noch heutigentags lesen, erweitert habe, vermochte sich nicht durchzusetzen. Auch ich habe an ein «Gesamtdokument» des Vierzigjährigen niemals geglaubt[78]; wenn ich nun meinerseits den Kerngedanken des bewußten Satzes der Konsulatsepoche zuweise, so denke ich nicht etwa an das erweiterte Konzept des Leistungsberichtes, den es so früh noch gar nicht gegeben haben wird. Wohl aber drängt sich unvoreingenommener Erwägung die Annahme auf, daß Augustus sich in diesem Sinne in einem anderen Zusammenhang geäußert haben wird, nämlich in seiner leider nicht auf uns gekommenen Autobiographie, die in dreizehn Büchern nur bis zum kantabrischen Krieg reichte[79]. Der genaue Endpunkt dieser Memoiren des Prinzipatsgründers ist nicht überliefert; man hat die Jahre 26, 25 und 24 vorgeschlagen[80]. Da das Werk nicht nur dem Maecenas, sondern auch dem Agrippa gewidmet war, ergibt sich als *terminus ante quem* der Abfassung das Todesjahr dieses Getreuen (12 v. Chr.). Auch dürfte Agrippa durch das Beispiel des Augustus zu seinen eigenen freimütigen Memoiren angeregt worden sein; Gardthausen[81] hat ansprechend vermutet, Agrippa habe die Muße seines Aufenthaltes auf Lesbos (23–21) zur Aufzeichnung seiner «Gedanken und Erinnerungen» benutzt. Nichts spricht gegen eine mutmaßliche Datierung der Memoiren des Augustus auf die Zeit zwischen 26 und 23, also auf die Konsulatsepoche[82]. Daß aber der erlauchte Verfasser sein Schreibrohr in den Dienst seiner Politik gestellt und in apologetischer Absicht geführt hat, versteht sich von selbst. Es handelt sich ohne Zweifel um ein Stück Propaganda; Augustus verfolgte die «Tendenz, seine politische Tätigkeit zu rechtfertigen und die Wiederherstellung der Republik als gelungen zu erweisen»[83]. Da war ein Wort über seine eigene staatsrechtliche Stellung nicht zu umgehen. Ich glaube, die Vermutung ist nicht zu kühn, daß der so geschickt formulierte Satz bereits in der Autobiographie zu lesen stand und von seinem Urheber nach-

---

[77] Trotz Mommsen, St.-R. II³, S. 873; vgl. Siber, a. a. O. S. 71: «Augustus war seit 23 kein (freistaatlicher) Magistrat mehr».

[78] Vgl. Neue Jahrbücher für Antike und deutsche Bildung 3, 1940, S. 140.

[79] Sueton, Aug. 85, 1.

[80] R. Syme, American Journal of Philology 55, 1934, S. 306, Anm. 39, hat sich für das Jahr 26 entschieden: «For the year 25 B. C. Augustus would have had nothing but his maladies to recount (Dio 53, 25, 7; Sueton, Aug. 81).»

[81] A. a. O. I, 2, S. 733; vgl. Meyer Reinhold, Marcus Agrippa, A biography, Genf und New York 1933, S. 142 und Anm. 8.

[82] Kornemann, Mausoleum, S. 101; vgl. F. Blumenthal, Wiener Studien 35, 1913, S. 113f.

[83] Blumenthal, a. a. O. S. 113.

mals im Leistungsbericht einfach wiederholt wurde[84]. Schon die bloße Tatsache der Autobiographie stellt den Meisterdiplomaten vor unser geistiges Auge: nicht lange nach dem großartigen Staatsakt vom 13. Januar 27 v. Chr., für den die chambre introuvable des Senats sich drei Tage später mit der Verleihung des neu geschaffenen Augustustitels bedankte, weiß er mit der eigenen Lebensbeschreibung die republikanische Kulisse für sein diskret monarchisches Spiel vor die Augen des Publikums zu schieben. Nicht ohne formale Berechtigung konnte Augustus während der Konsulatsepoche in seinen damals niedergeschriebenen Memoiren auf die Gleichstellung pochen, die er seit dem 1. Januar 28 v. Chr. den jeweiligen Kollegen im alten republikanischen Oberamt einzuräumen geruhte. War aber die wirkungsvolle Zauberformel, mit der er sein Prinzipat auf den republikanischen Nenner zu bringen wußte, einmal geprägt und literarisch veröffentlicht, dann war es ebenso schwierig wie unzweckmäßig, sie hinterher abzuändern. So hat denn Augustus an der durch seine Memoiren verbreiteten[85] Fiktion unentwegt festgehalten, auch als das Konsulat aufgehört hatte, den Hebel seiner zivilen Gewalt zu bilden. Immerhin hat Augustus noch zweimal, im Jahr 5 zum zwölften und im Jahr 2 v. Chr. zum dreizehnten und letzten Mal das Konsulat angetreten und einen Mitkonsul an seiner Seite geduldet, mag es sich auch in beiden Fällen nur darum gehandelt haben, für einen dynastischen Repräsentationsakt, nämlich für die Reifeerklärung der Enkel und Adoptivsöhne, der «Kronprinzen» Gaius und Lucius, den feierlichen Rahmen zu schaffen. Da Augustus auf jeden Fall noch vor dem 23. September 1 v. Chr., d. h. vor Eintritt in das dreiundsechzigste Lebensjahr, in den gefürchteten *annus climactericus*[86], sein Haus wieder einmal bestellt haben muß und bei diesem Anlaß sich auch mit dem *index rerum a se gestarum*, mit dem Leistungsbericht, befaßt haben dürfte[87], betreffen wir den kaiserlichen Testator und Verfasser seiner «Grabschrift»[88] in zeitlicher Nachbarschaft seines letzten Konsulats. Dieser Umstand erleichterte dem ungekrönten Monarchen die Beibehaltung der staatsklugen Definition, die er vor mehr als zwei Jahrzehnten von seinem Prinzipat in der Autobiographie gegeben zu haben scheint, hatte er doch den echt republikanischen Grundsatz der magistratischen Kollegialität erst kürzlich wieder *ad oculos* demonstriert. Denkt man sich den Leistungsbericht nicht als

---

[84] Es sei daran erinnert, daß Augustus im Testament und im Leistungsbericht des allzu frühen Hingangs seiner beiden «Söhne», der Caesares, mit derselben Wendung gedenkt; im Eingang des Testaments (Sueton, Tib. 23) schreibt er: *Quoniam atrox Fortuna Gaium et Lucium filios mihi eripuit ...*; und im Leistungsbericht: *Filios meos, quos iuvenes mihi eripuit Fortuna.*

[85] Mit der Ansicht, die Memoiren des Augustus seien «schwerlich jemals viel gelesen worden», dürfte Dessau, Geschichte der römischen Kaiserzeit I, S. 585, allein stehen.

[86] Klio 30, 1937, S. 337.

[87] Ob erstmalig oder einen früheren Entwurf revidierend, bleibe dahingestellt.

[88] Die Berechtigung dieser in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts von H. Nissen und E. Bormann gewählten, von Mommsen abgelehnten Bezeichnung hat Dessau, Klio 22, 1929, S. 266ff. sehr verspätet erwiesen (vgl. meine Bemerkung, N. Jb. f. Antike u. deutsche Bildung 3, 1940, S. 137). Auf jeden Fall bildet der *index rerum gestarum* eine Anlage zum Testament, in dem die monumentale Veröffentlichung des hinterlassenen Schriftstücks vor dem Mausoleum angeordnet war (Philol. Wochenschrift 57, 1937, Sp. 576f.).

Spätwerk aus einem Guß, dann hat der Gebrauch der alten Formel aus der Konsulatsepoche nichts Auffälliges; wie absonderlich ist dagegen die Annahme, Augustus habe nicht vor seinem achten Jahrzehnt den Satz eigens für den damals erst niedergeschriebenen Leistungsbericht geprägt, sei es nach der Varus-Katastrophe (Herbst 9 n. Chr.)[89], sei es ungefähr gleichzeitig mit seinem letzten Testament vom 3. April 13 n. Chr.[90] oder gar in den letzten vier in Rom verbrachten Wochen zwischen dem 26. Juni und dem 24. Juli 14 n. Chr.[91], kurz vor dem am 19. August in Nola eingetretenen Tod. Dieser späteste Ansatz, der ja allerdings der Angabe des sechsundsiebzigsten Lebensjahres im Schlußsatz (c. 35, 2), sowie der Erwähnung der siebenunddreißigsten tribunizischen Gewalt (c. 4, 4) völlig entspricht, ist zugleich der allerunwahrscheinlichste und bei dem anerkannten «Meister der Umsicht und Vorsicht»[92] psychologisch geradezu unmöglich. Dem naiven Leser, dem antiken wie dem modernen, ist es nicht zu verdenken, wenn er sich auf den bequemen Standpunkt stellt: Es steht da: «Als ich dies schrieb, stand ich im sechsundsiebzigsten Lebensjahr.» «Ein Kaiserwort soll man nicht drehn noch deuteln»; also hat Augustus den Leistungsbericht tatsächlich in seinem letzten Lebensjahr aufgesetzt. Der Gelehrte aber, der seinem Buchstabenglauben (oder seinen mystischen Neigungen) das *sacrificium intellectus* bringt, den Text gegen alle Wahrscheinlichkeit auf den Sommer 14 n. Chr. zu datieren, hat doch wenigstens den Vorteil, ohne jede «Schlußredaktion des Tiberius»[93] – von der Überschrift (*divi*!) abgesehen[94] – auszukommen und die Schlußworte: *Cum scri]psi haec annum agebam septuagensu[mum sextum]*[95] in vollem Umfang dem Augustus selbst zuschreiben zu können. Wer die Niederschrift auch nur vor den 26. Juni 14, an welchem Tage Augustus seine letzte, die siebenunddreißigste tribunizische Gewalt angetreten hat, zu setzen wünscht, muß bereits eine Korrektur des hinterlassenen Manuskripts in Kauf nehmen.

Bis zum Bekanntwerden der orthographischen Varianten, die das Monumentum Antiochenum[96] verglichen mit dem Ancyranum bietet, hatte man vielfach nach Mommsens Vorgang[97] in der vom Ancyranum überlieferten Endung der Ordinalzahl auf *-sumus* statt auf *-simus* die deutliche Spur einer fremden Hand, und zwar doch wohl derjenigen des Tiberius, der als der Haupterbe für die im Testament

---

[89] W. Kolbe, Gött. Gel. Anz. 201, 1939, S. 164; 167.

[90] Das Datum bei Sueton, Aug. 101, 1.

[91] Weber, Princeps I, S. 2*, Anm. 6; bei Kolbe, a. a. O. S. 163 sind die Ordinalzahlen verdruckt.

[92] So übersetzt treffend Stähelin a. in Anm. 7 a. a. O. S. 16 das *circumspectissimus et prudentissimus princeps* Suetons (Tib. 21, 3).

[93] Darüber Kornemann, Mausoleum, S. 22ff.; vgl. F. Koepp, Gnomon 9, 1933, S. 318ff.

[94] Gegen Webers Behauptung, das «Präskript» stamme vom Senat, habe ich mich Philol. Wochenschrift 57, 1937, Sp. 577, gewandt. Das Prädikat *divus* konnte erst seit der am 17. September 14 n. Chr. vom Senat beschlossenen Konsekration des verstorbenen Princeps gebraucht werden.

[95] RgdA 35, 2, ergänzt nach der griechischen Übersetzung.

[96] Darüber Ramsay-v. Premerstein, a. a. O. S. 106ff.; Wilcken, a. a. O. S. 227.

[97] RgdA², S. 192; vgl. S. 193.

verfügte[98] Aufstellung des Textes vor dem Mausoleum verantwortlich war, zu erkennen vermeint. Dafür, daß die Zahl am Schluß nicht von Augustus selbst herrühre, berief man sich unweigerlich auf Suetons Beobachtung, derzufolge Augustus regelmäßig *simus* statt *sumus* geschrieben hat[99]. Das ist ein Mißverständnis; der grammatikalisch interessierte Biograph meint nämlich gar nicht die Endung *-sumus* bzw. *-simus* – in diesem Fall hätte er sich anders ausgedrückt, zumindest aber das erste *s* weggelassen im Hinblick auf Ordinalzahlen und Superlative wie *septumus, decumus, optumus, maxumus*[100] –, sondern die Verbalform für «wir sind» (1. pers. plur. praes. ind. von *esse*); das von Augustus der Umgangssprache entlehnte «*simus*» ist die Vorstufe des italienischen «siamo»[101]. Obwohl der aus der Form *septuagensu[mum* gezogene Schluß in zwiefacher Hinsicht falsch ist, da wir weder wissen, wie Augustus die Ordinalzahlen zu schreiben pflegte, noch eine diplomatisch getreue Wiedergabe seines Manuskripts durch Kopisten und Steinmetzen voraussetzen dürfen, so zweifle ich nicht daran, daß Tiberius den Text vor der Veröffentlichung durchgesehen und berichtigt hat. Der Verfasser selbst hat seinen Leistungsbericht vermutlich im Frühjahr 13 n. Chr. letztmalig vorgenommen, also nicht im sechsundsiebzigsten, sondern im fünfundsiebzigsten Lebensjahr und im fünfunddreißigsten, nicht im siebenunddreißigsten Jahr seiner tribunizischen Gewalt. Das letzte seiner zahlreichen Testamente trug ja das Datum des 3. April 13 n. Chr., und wie von dieser Urkunde, so hat Augustus auch vom *index rerum a se gestarum*[102] ein Exemplar bei den Vestalinnen, deren Vorgesetzter er als *pontifex maximus* seit dem 6. März 12 v. Chr. war[103], hinterlegt. Daß die in die beiden Bronzepfeiler vor dem Mausoleum gegrabene Inschrift das letzte von Augustus erreichte Lebens- und Regierungsjahr verzeichnen mußte, liegt in der Natur der Sache[104].

Die erste Hälfte des berühmten Satzes (*auctoritate omnibus praestiti*) ist buchstäblich wahr; kraft seiner beispiellosen *auctoritas*, seines «charismatischen Ansehens»[105] war Augustus unbestritten und unbestreitbar der allen seinen Mitbürgern überlegene Princeps. Dies sein Übergewicht hätte, wenn nicht gerade von ihm selbst, so doch von seiner Umwelt geradezu als *maiestas* [106] definiert werden

---

[98] Vgl. Anm. 88.

[99] Sueton, Aug. 87, 2, mißdeutet von Kornemann, Mausoleum, S. 20f.; Ramsay-v. Premerstein, a. a. O. S. 108; Gagé, a. a. O. S. 52; Volkmann, Burs. Jahresber. 279, S. 47. Ich teilte diesen Irrtum, N. Jbb. f. Antike 3, 1940, S. 139, Anm. 18.

[100] Epigraphische Beispiele bietet Dessau, Inscr. lat. sel. III 2, Berlin 1916, S. 836.

[101] H. Bardon, Les empereurs et les lettres latines d'Auguste à Hadrien, Paris 1940, S. 12f. gibt im Anschluß an E. Ernout die richtige Interpretation, was ihn aber nicht hindert, auf S. 48 rückfällig zu werden.

[102] Sueton, Aug. 101, 4.

[103] S. den Kalender in Gagés Ausgabe der RgdA, S. 168.

[104] Wilcken, a. a. O. S. 226, unter Berufung auf Mommsen.

[105] F. Schulz, Prinzipien des römischen Rechts, München 1934, S. 123f.

[106] Gegen den S. 9 erwähnten Vorschlag des Augustus, das Konsulat dreistellig zu machen, sooft er selbst es bekleide, verwahrten sich die Senatoren insgesamt mit der Begründung: *satis maiestatem eius (Augusti) imminui quod honorem eum non solus sed cum altero gereret* (Sueton, Aug. 37).

können. Daß übrigens der *princeps senatus*[107] seine persönliche *auctoritas* in keiner Weise gegen diejenige der hohen Körperschaft, deren Obmann er seit dem Jahr 28 v. Chr. war, auszuspielen beabsichtigte, sollte sich eigentlich von selbst verstehen[108]. Die zweite Satzhälfte (*potestatis autem nihilo amplius habui quam ceteri, qui mihi quŏque in magistratu conlegae fuerunt*) ist *cum grano salis* zu nehmen; dieses Sophisma enthält keineswegs die ganze Wahrheit, aber auch keine dreiste Lüge[109]. Der alte Hexenmeister, der bei der Aufstellung seiner politischen Bilanz, zunächst, wie wir sahen, einer bloßen Zwischenbilanz aus der Konsulatsepoche, eine Art von Hexeneinmaleins in Anwendung brachte und seine durchaus monarchisch-autokratische Militärmacht wohlweislich aus dem Spiele ließ[110], konnte es sich leisten, die einst auf des Lebens Mittagshöhe geprägte Zauberformel noch von seinem Grabe aus zu verkünden. Sie entsprach freilich den realen Machtverhältnissen ganz und gar nicht, und der Gegensatz zwischen Theorie und Praxis, zwischen republikanischem Schein und monarchischem Sein ist unverkennbar. Aber es klang so gut, dieses sonore Bekenntnis zum republikanischen Prinzip, und «die Kinder, sie hören es gerne». Auch nicht einer der zahlreichen Nachfolger des Augustus hätte es wagen können, dem ersten und letzten wahren Princeps[111] das stolz bescheidene Selbstzeugnis nachzusprechen, in das der *optimi status auctor*[112] die ebenso großartige wie wohltätige Fiktion der *res publica restituta* zu kleiden wußte.

---

[107] Vgl. Anm. 63.

[108] Mit Recht betont Heinze, Vom Geist des Römertums, S. 11, daß Augustus «auch nicht entfernt daran denkt, ... seine *auctoritas* der des Senats an die Seite zu stellen oder gar überzuordnen»; vgl. W. Otto, Antike Kulturgeschichte, Betrachtungen zu Ernst Howalds «Kultur der Antike», SB München 1940, 6, S. 51f.

[109] J. Kromayer, Staat und Gesellschaft der Römer, Kultur der Gegenwart, Teil 2, Abt. 4, 1, Leipzig/Berlin 1923, 2. Aufl., S. 318, sagt von der «Versicherung» des Augustus, sie sei «zwar keine politische, aber eine staatsrechtliche Wahrheit gewesen».

[110] Vgl. J. Kaerst, Studien zur Entwickelung und theoretischen Begründung der Monarchie im Altertum, München 1898, S. 82: «Von dem alleinigen militärischen Imperium dem wichtigsten Bestandteile der kaiserlichen Gewalt, ist ... charakteristischerweise nicht die Rede.»

[111] «Menschen, die Geschichte machten», I, 2. Aufl., Wien 1933, S. 192: «Das Schicksal seiner mit der Prinzipatsidee unvereinbaren dynastischen Politik macht es besonders deutlich, daß Augustus mit seiner zierlichen und doch hoheitsvollen Erscheinung zwar die lange und bunte Reihe der römischen Kaiser eröffnet, daß er aber, wie er der erste wahre Princeps wurde, so auch der einzige und letzte geblieben ist.»

[112] So bezeichnete er sich selbst in einem seiner Edikte (Sueton, Aug. 28, 2).

Die lateinische Dichtersprache

Von *Manu Leumann*[1]

I. Bildung und Entfaltung einer lateinischen Dichtersprache

Im dichterischen Kunstwerk, am eindeutigsten im lyrischen Gedicht, sind Gehalt und Gestalt ineinander gegenseitig eingegangen und untrennbar verschlungen; das Dichtwerk erscheint uns als etwas Einmaliges, die sprachliche Form demgemäß als die Schöpfung und Leistung eines individuellen Dichters.

Mit dem Ausdruck «Dichtersprache» hingegen ist nicht etwas Individuelles gemeint, auch nicht die Summe individueller Sprachformen eines Dichters, sondern vielmehr ein sprachlicher Kollektivbesitz, bei dem die Besonderheit oder der Stil des einzelnen Dichters lediglich durch sein Auswählen unter den darin gegebenen Formen und durch die darüber hinaus geschaffenen Neuerungen bestimmt ist.

Diesen zwei auf das Individuelle und auf das Kollektive gehenden Richtungen der Betrachtung entsprechen die zwei wesentlichsten Antworten auf die Grundfrage nach der Funktion der Sprache: die eine faßt sie als Ausdruck, die andere als Mitteilung; beides verbindend spricht man von der Ausdrucksfunktion und der Mitteilungsfunktion der Sprache. Die Auffassung von der Sprache als Organ des Ausdrucks für die inneren Seelenregungen wird begreiflicherweise am eindringlichsten und einseitigsten in den Vordergrund gerückt von ästhetisch gerichteten Literaturhistorikern wie Voßler, die sich um sprachliche Kunstwerke bemühen; hier sieht es so aus, als wenn gewissermaßen jeder Dichter mit der Sprache ganz von vorn anfange. Doch kann davon gar keine Rede sein, die Sprache als Kollektivbesitz ist vorher da, und zwar in ihrer primärsten Mitteilungsfunktion. So mag es dem Sprachforscher, dessen Betrachtungsweise sich vorzugsweise auf Gebilde des sprachlichen Kollektivbesitzes richtet, erlaubt sein, auch die Dichtersprache als ein solches zu erkennen[2].

Das Bestehen einer Dichtersprache läßt sich – unabhängig von der metrischen Gestaltung ihrer Gebilde – ganz unmittelbar am Maßstab der Sprachform der literarischen Prosa des gleichen Volkes – sofern wenigstens eine solche besteht – erweisen und durch den Vergleich mit dieser in ihren Besonderheiten und Einzelzügen erkennen und beschreiben und in ihrem Wesen charakterisieren. Kein Zweifel, daß die zeitgenössischen Hörer der Dichtungen durch diese Widersprüche zur idealen Prosasprache in eine starke und erregende Spannung versetzt wurden.

Nicht ganz selten decken sich solche der idealen Prosa fremde Ausdrucksformen mit solchen der Umgangssprache, so etwa die gefühlvolleren Deminutiva, die

logische Unverknüpftheit und die Parataxe der Sätze, die Ausdrücke besonderer Bildhaftigkeit und Anschaulichkeit. Doch steckt dahinter selten ein einfacher Vorgang der Entlehnung aus der Volkssprache in die Dichtersprache, meist eine auf beiden Seiten verschieden bedingte Abneigung gegen allzu rationale Darlegung und ein Zug zu affektischer Entladung, eben das Ausdrucksbedürfnis in der Sprache.

Mit der Anerkennung unterscheidender Merkmale gegenüber der Prosasprache erhebt sich unmittelbar die Frage nach Ausbildung und Entfaltung dieser besonderen Spielform einer auf Verwendung in Dichtungen beschränkten Sprache. Selbstverständlich lassen sich Bildung und Entfaltung einer Dichtersondersprache nur jeweils im Zusammenhang mit der Literaturgeschichte erfassen und darlegen. Stellt man aber in dieser Weise die Dichtersprache in den Rahmen der Literaturgeschichte, so rücken viele der Einzelmerkmale in eine andere oder neue Beleuchtung.

Dichtersprache ist also ein Seitensproß am Baum der Sprache, sie führt ein halbes Sonderdasein mit eigener Tradition. Und ganz besonders gilt das im Altertum. Denn in der antiken Literatur sind zwei Prinzipien vor allem in Geltung und werden bewußt befolgt: das der Konstanz der sprachlichen Form innerhalb der literarischen Gattungen und das der Anerkennung von Vorbildern; mit letzterem gilt die Imitatio nicht als Fehler oder Verbot, sondern als Vorzug und Forderung, ja gar als Gesetz. Natürlich ist die Konstanz der Sprachform innerhalb der literarischen Gattungen letztlich nur eine Folgewirkung der Imitatio der Vorbilder. Wenn eine ältere Dichtung, beispielsweise bei den Griechen Homers Ilias, bewundert wurde, so empfand man in ihr den Einklang von Form und Inhalt als besonders geglückt, dem Hörer schien der dargestellte Inhalt eben diese ihm einmalig gegebene Form zu verlangen und nur sie zu ertragen; die Hochschätzung für Inhalt und Darstellung überträgt sich damit unmerklich auf die sprachliche Form im Ganzen und weiter auf nahezu alle ihre Einzelheiten. Will also ein Dichter einen anderen Stoff episch behandeln, so wird, mindestens in Hinsicht auf die Einstellung der erhofften Hörer oder Leser, dieser Stoff vom durchschnittlichen Dichter die gleiche, also die homerische Sprachgestalt fordern. So ergibt sich die wesentliche Konstanz der epischen Sprache als notwendige Folge einer Auffassung, die in einer älteren Dichtung ein nicht zu übertreffendes Vorbild, eben eine «vorbildliche» sprachliche Gestaltung anerkennt.

Nun schafft freilich bei einer nicht streng verregelten Sprachform die Nachahmung noch keine absolute Einheit der Sprache – selbst die Fixierung der vorbildlichen Sprachform in grammatische Regeln hat das klassische Sanskrit der Prosa und der Poesie einer solchen absoluten und künstlichen Einheit nur stark angenähert. In der Tat können wir, dem Latein uns zuwendend[3], die einzelnen Erscheinungsformen der lateinischen Dichtersprache, also die Individualsprachen der einzelnen Dichter oder ihrer Werke auch gesondert betrachten und untereinander vergleichen, aneinander messen, einzelne Verschiedenheiten feststellen.

Bildet damit nun diese am Maßstab der Prosasprache als Sonderform gekennzeichnete lateinische Dichtersprache überhaupt in sich eine Einheit? Für die Hexametersprache der nachaugusteischen Kaiserzeit darf man das im ganzen wohl behaupten, also für Lucan, Valerius Flaccus, Silius, Statius und für die Späten wie Dracontius, Corippus, Venantius Fortunatus. Aber auch die Begründung für diese behauptete Einheitlichkeit springt in die Augen: die anerkannten Vorbilder gehen ihr unmittelbar voraus, es sind die Augusteer, also in der Hauptsache Vergil, Horaz, Ovid.

Das Hauptversmaß dieser augusteischen Dichter ist der Hexameter; dazu kommt freilich das Distichon bei den Elegikern und Ovid sowie die verschiedenen Maße der Lyrik bei Horaz. Doch können wir im Hexameter nicht an sich einen zwingenden äußeren Hinweis auf Dichtersprache sehen: die Hexameter des Horaz in Satiren und auch Briefen sind nicht Dichtersprache, sondern Umgangssprache[4], er selbst nennt sie *sermones*, 'Gespräche'. Also die metrische Form allein bedingt auch im Altertum noch nicht die Dichtersprache. Plautus und Terenz schreiben wohl Verse; aber auch die Sprache der Sprechverse der altlateinischen Komödie in den Dialogszenen ist Umgangssprache[5]. Außer der metrischen Form gehört also zur Dichtersprache noch die Haltung des Dichters.

Lateinische Dichtersprache soll also sein die Sprache der Augusteer und ihrer Nachfahren; auch die Sprache des Neoterikers Catull wenigstens in seinen größeren Gedichten mag man bereits dazu rechnen. Wie ist diese durch den Abstand von der klassischen Prosasprache des Cicero in ihrer Eigenart gekennzeichnete Sonderform zustande gekommen? Hier führt das Problem offensichtlich in die Literaturgeschichte. Und um es in seiner Besonderheit zu erkennen, empfiehlt sich ein Vergleich mit der griechischen Dichtersprache, besonders mit der des Epos.

Im Griechischen ist Entwicklung und Ablauf der Dichtersprache in den wesentlichen Linien wohl zu überschauen. Am zeitlichen Anfang nicht nur der Dichtung, sondern der gesamten Literatur steht hier Homer, und zwar mit einer Sprache, die bereits zahlreiche entscheidende Merkmale einer künstlichen Sprache oder jedenfalls einer Kunstsprache aufweist[6]. Diese sind die folgenden: Die Sprache ist nicht die Sprache einer Stadt oder eines Dialektgebietes oder Kulturraumes, das lehrt die Einstreuung dialektischer äolischer Formen und Wörter in eine im äußeren Kleid wesentlich ionische Sprache. Die Sprache ist auch nicht die einer bestimmten Zeit, das zeigt das Durcheinander alter und junger Formen selbst bei den alltäglichen Wörtern. Im Wortschatz bestätigen die Künstlichkeit die archaischen, vielfach ganz unverstandenen oder in der Bedeutung merkwürdig schwankenden Wörter. Der Einfluß der metrischen Form verrät sich außer in lautlichen Anpassungen in der starken Verwendung formelhafter Wendungen und in künstlichen Wortbildungen. In sprachwissenschaftliche Termini eingefangen sind also Merkmale der homerischen Kunstsprache Dialektizismen, Archaismen, Neologismen, Metrismen. – Die vorhistorischen Ursprünge der homerischen Dichtersprache lassen wir hier außer Betrachtung.

Über die spätere Entwicklung der griechischen Dichtersprache sei nur soviel gesagt. Die nachfolgende Hexameter- und auch Distichendichtung bleibt mehr oder weniger stark von der homerischen Sprache abhängig. Einzellyrik und Chorlyrik haben andere dialektische Grundlagen, Sappho und Alkaios das Lesbisch-Äolische, Archilochos das zeitgenössische Insel-Ionische, die Chorlyrik das Dorische. An die Chorlyrik schließt sich auch die attische Tragödie an, entscheidend in den Chorliedern und von da aus übergreifend viel gedämpfter in den Dialogpartien. – Aber der Dialekt ist allmählich nur mehr äußeres Kleid. Doch eines ist aus Homer in alle diese Dichtungen eingeflossen: die poetischen Wörter, und darin liegt ihre große Bedeutung als Merkmal. Bei aller äußerlich formalen sprachlichen Konstanz der einzelnen literarischen Gattungen ist der poetische Wortschatz allen gemeinsam: die Definition eines poetischen Wortes besteht eben darin, daß es der Prosa fehlt, aber bei Homer, Pindar und Sophokles vorkommt oder vorkommen kann; der poetische Wortschatz fließt über die Grenzen der literarischen Gattungen, und er stammt im Kern überall aus Homer direkt oder aus von Homer sprachlich abhängigen Dichtern. Auch die Lyrik von Sappho und Alkaios und selbst die von Archilochos macht darin keine Ausnahme. Ich betone das, weil man neuerdings geneigt ist, die Wörter als Merkmale der Dichtersprache zu unterbewerten.

Aufkommen, Bestand und Entfaltung einer Dichtersprache ist im Griechischen eine Auswirkung literarischer Tradition, der Nachahmung von Vorbildern. Im Latein kann es nicht anders gewesen sein. Um also die lateinische Dichtersprache der Augusteerzeit in ihrem Abstand von der klassischen Prosa würdigen zu können, müssen wir auch hier die literarische Tradition, also die Vorstufen und Vorbilder mit in die Betrachtung einbeziehen. Damit wird das Problem der Dichtersprache und ihrer Genesis im Latein eher noch verwickelter als im Griechischen. Nur unvollkommen bekannt ist uns die ältere lateinische Dichtersprache, aus der sich die augusteische Form entwickelt hat. Ferner läuft neben der inneren Entwicklung ein ständiger von außen kommender griechischer Einfluß her, von Livius Andronicus bis zu Horaz und Ovid; aber dieser ist durchaus ungleichmäßig und von ganz verschiedenem Tiefgang. Und schließlich erfolgt, im Gegensatz zum Griechischen, die endgültige Ausbildung der Dichtersprache erst in Auseinandersetzung mit einer bereits bestehenden klassischen Prosasprache. Nur etwas ist einfacher: An der lateinischen Dichtersprache sind nicht verschiedene Dialekte beteiligt, sie ist ebenso wie die Prosasprache lediglich auf die Umgangssprache der Stadt Rom gegründet.

Wir sprechen zunächst von der alten lateinischen Dichtersprache. Die älteste epische Dichtung verwendete den Saturnier, Livius Andronicus in seiner Bearbeitung der Odyssee, Naevius im selbstgestalteten *Bellum Poenicum*. Der Gebrauch dieses Verses beweist zweierlei, nämlich einmal die Existenz älterer römischer oder italischer Dichtung, dann aber auch die Bedenken vor dem Gebrauch des Hexameters bei den beiden Dichtern, die doch den Senar und Septenar als Wiedergabe

des griechischen Trimeters und trochäischen Tetrameters nicht scheuten. Die bescheidenen Reste anderer Saturnier in Elogien und Gebeten gewährleisten immerhin ein bescheidenes Bestehen echtlateinischer, poetisch stilisierter Sprache. Aber in der literarischen Verwendung tritt uns viel stärker griechischer Einfluß vor Augen, nicht einmal so sehr in der Odysseeübertragung, wo er ja weniger erstaunlich wäre, als vielmehr im nationalen römischen Epos des Naevius, der etwa den Apollo einführt als *arquitenens* und *Iove prognatus;* immerhin ist dieser zweite Ausdruck sprachlich eine echtlateinische Stilform, wie das *Gnaivod patre prognatus* eines Szipionenelogiums zeigt. Allzuviel hat doch die einheimische Kunstübung nicht beigetragen an die Entwicklung der Nävianischen Dichtersprache, sakrale Ausdrücke, wie *divis gratulabatur*, eindringliche Asyndeta, wie *urit populatur vastat*, Alliterationen, wie *vicissatim volvi victoriam.*

Die einzige Dichtgattung, deren Ausbildung die Römer für sich ausschließlich in Anspruch nehmen, die Satire, ist zugleich die unpoetischste von allen, und ihre Sprachform ist denn auch kaum durchs Metrum beengte Umgangssprache. Und Umgangssprache ist auch die Sprache der altlateinischen Komödie: Bei Plautus ist sie vor allem im Dialog reine Umgangssprache, nur in eine bequeme metrische Form gefügt, bei Terenz ist sie die Umgangssprache gebildeter Schichten, die zur klassischen Prosasprache hinführt. Aber indirekt ist doch die Komödiensprache des Plautus auch wichtig als Zeugnis einer werdenden Dichtersprache: In den komplizierteren Metren der Cantica verwendet sie gehobenere Ausdrücke[7]; außerdem wird vielfach die Sprache der zeitgenössischen Tragödie zitiert oder auch persifliert und parodiert, nicht nur an Stellen, wo es der Dichter selbst bezeugt[8]. Der *Amphitruo* als einziges mythologisches Stück des Plautus bewegt sich vielfach in tragischer Diktion.

Als entscheidende Gattungen für Ausbildung einer Dichtersprache bleiben damit im Latein die Tragödie und das Epos. Von der Tragödie, die wie das Epos mit Livius Andronicus beginnt, im Epochenjahr 240 v. Chr., die aber erst im 2. Jahrhundert v. Chr. mit Pacuvius und Accius ihre Blüte erlebt, sind uns leider nur recht bescheidene Fragmente erhalten; immerhin überliefert Cicero in seinen rhetorischen und philosophischen Schriften ganze Partien. Was uns die Sprache der Tragödie in den Fragmenten und in ihrer Benutzung in der Komödie lehrt, ist dies: eine oft künstliche, sicher die griechischen Vorbilder noch überbietende Feierlichkeit, Erhabenheit und Eindringlichkeit, die bis zu Seltsamkeiten sich versteigt. Diese Züge teilt sie mit der Hexametersprache des Ennius; es ist kaum erlaubt, hier einen Unterschied zu statuieren, schon deswegen nicht, weil die Tragödiensprache schon sich zu formen begann vor der Erschaffung des lateinischen Hexameters, und weil dessen Erschaffer auch als Tragödiendichter tätig war.

Das wichtigste Ereignis für die lateinische Dichtersprache war unstreitig die Tat des Ennius (239–169 v. Chr.), als er für sein nationalrömisches Epos der Annalen den homerischen Hexameter im Latein nachbildete. Das war mühevoll

genug, man merkt es den Versen oft an. Aber Ennius selbst, der von den italischen Camenen zu den griechischen Musen überging, war sich der Tragweite seines Entschlusses und seiner Leistung wohl bewußt: Trotzdem er im Hinblick auf die Behandlung des Naevius im *Bellum Poenicum* auf eine eigene Darstellung des Ersten punischen Krieges verzichtet, äußert er sich sehr überlegen über seinen Vorgänger und dessen Saturnier in den von Cicero ausgehobenen Versen *scripsere alii rem | versibus quos olim Fauni vatesque canebant;* und daß umgekehrt die Anhänger des Alten die Tat des Ennius als Verrat am Römertum empfanden, das meint und lehrt der sententiöse Schluß des literarischen Grabepigramms in Saturniern auf Naevius[9]: nach Naevius' Tod *obliti sunt Romae loquier lingua latina.*

Ennius hatte die größte Mühe, unentbehrliche Wörter, die dem Hexameter sich nicht fügten, für den Vers herzurichten: neben dem versgerechten *imperium* erschuf er für die unbrauchbaren *imperare imperator* archaisierend die Neubildungen *induperare induperator;* spätere Dichtung behilft sich mit dem weniger befremdlichen *imperitare*, das bereits bei Plautus als Entlehnung in einer paratragödischen Stelle begegnet. Aus Homer und aus der Tragödie nimmt Ennius sich die Berechtigung zur Neubildung von Komposita für die Verwendung als schmückende Beiwörter wie *suaviloquenti ore (ἡδυεπής)*, selbst von solchen, die weder dem lateinischen noch dem griechischen Sprachgeist entsprechen, nämlich mit Partizipium als Schlußglied, etwa *genus altivolantum (αἰετὸς ὑψιπετής* und *πετεηνῶν ἔθνη* Homer*)* oder *Jovis altitonantis (ὑψιβρεμέταο* Homer*)*. Archaismen schon in bezug auf die gesprochene Sprache der Enniuszeit, die uns Plautus reichlich genug bezeugt, sind bei ihm die Genetive auf *-āī* (zweite Vershälften *rex Albai longai, silvai frondosai*), der Infinitiv *laudarier*, die Form *gnata* für *nata*, die Tmesis in *de- me -hortatur*, und im Wortschatz etwa *infit* 'beginnt (zu sprechen)', *superescit* für *superest* oder *supererit* oder *superfit*, *quianam* 'warum denn', Dativ *olli* 'ihm'. Er benutzt und übertreibt die Alliteration, *accipe daque fidem foedusque feri bene firmum, Africa terribili tremit horrida terra tumultu, o Tite tute Tati tibi tanta tyranne tulisti.*

So können wir nun die Anfänge der lateinischen Dichtersprache ungefähr umschreiben. Für Vers und sprachliche Gestaltung ist Ennius der Schöpfer mit seinen Annalen; der Untergang dieses Werkes, dessen Stelle in der römischen Bildung später Vergils Aeneis zufiel, ist einer der schwersten Verluste innerhalb der römischen Literatur. Daneben hat an den erhabenen Stil und den poetischen Wortschatz des Epos auch die altlateinische Tragödie viel beigetragen, und zwar von Ennius an. Denn er selbst gehörte ja zu den fruchtbarsten Tragödienübersetzern; es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß schon er viele Ausdrücke seiner Tragödiensprache in die Hexameter seiner Annalen hinübernahm. Im poetischen Wortschatz ist damit dieselbe Übereinstimmung zwischen Tragödie und Epos erreicht, wie sie, nur in umgekehrter historischer Abhängigkeit, auch zwischen den griechischen Vorbildern bestand.

Die Wirkung auf die nachfolgende Hexameterdichtung war gewaltig; am ein-

drücklichsten manifestiert sie sich in Lukrez. Dessen Sprache ist in seiner Zeit archaisch und insofern ennianisch; einerseits ergibt sich das aus den unmittelbar nachweisbaren Entlehnungen, anderseits aus vielen Altertümlichkeiten und Absonderlichkeiten, die, ohne zwar für Ennius bezeugt zu sein, doch nur aus Ennius stammen können, die man daher zusammen mit ähnlichen Ausdrucksformen in Vergils Aeneis als «latentes ennianisches Sprachgut» oder als «erschließbare Enniuszitate» bezeichnen kann. Ganz besonders die bei Macrobius überlieferten angeblichen Lukrezimitationen in der Aeneis gehen viel eher bei beiden Dichtern direkt auf Enniusstellen zurück, die von den Quellenautoren des Macrobius übersehen waren. Alles in allem steht Lukrez mehr sprachlich als zeitlich mitten inne zwischen Ennius und Vergil.

Die sprachliche Abhängigkeit des Lukrez von Ennius ist ausreichend erkennbar; das gleiche gilt für Ciceros Hexameter, speziell für seine Jugendpoesie der Aratea, die eher eine Stilübung in ennianischen Hexametern denn eine Dichtung sind. Dagegen einen irgendwie wesentlichen Einfluß der Sprache der Satiren des Lucilius auf die spätere Hexameterdichtung vermag ich weder zu erkennen noch anzunehmen. Zum Inhalt seiner Satiren gehört die recht saloppe Formulierung; nur an der Ungepflegtheit seiner Verse und an der Weitschweifigkeit seiner Darstellung nahm Horaz Anstoß, nicht an seinem umgangssprachlichen Ton, das beweist er mit seinen Satiren[10].

Vergils Gefolgschaft zu Ennius ist eine teils freiere teils treuere als die des Lukrez. Nur ein archaischer Schimmer, eine feierliche Tönung liegt über der Aeneis, wohlangemessen dem nationalen Epos von der römischen Urgeschichte, und erreicht durch Benutzung wohlbekannter Formulierungen des Ennius, der ja die gleiche Periode schon in verklärtem Glanz vorgeführt hatte. In Vergils früher abgefaßten Eklogen und Georgica fehlt dieses archaische Kolorit, es gehört also zum Inhalt, nicht zur klassischen Dichtersprache an sich, und so scheidet es auch die Aeneis von der letzten Vollendung der klassischen Dichtersprache.

Die Wirkung der Annalen auf Vergils Aeneis läßt sich in zahlreichen Einzelheiten erkennen, in vielen anderen ahnen. Das Zitat 6, 846 auf Fabius Cunctator *unus homo nobis cunctando restituit rem* ist so bekannt wie das des Ovid met. 14, 814 auf Romulus *unus erit quem tu tolles in caerula caeli*. Zu zahlreichen Vergilstellen sind uns die ennianischen Vorbilder in den antiken Kommentaren oder sonst erhalten; eine Zusammenfassung solcher Beobachtungen, die freilich neben Ennius auch andere Autoren nennt, hat uns Macrobius Buch VI überliefert. Ennianisch sind bei Vergil so charakteristische Formulierungen[11] wie: *divom pater atque hominum rex – tuo cum flumine sancto*[12] *– vertitur interea caelum – tollitur in caelum clamor – effundit voces – hoc simul accipe dictum – accipe daque fidem – quianam sententia versa est – Iuppiter hac stat – summa nituntur opum vi – ingentes oras evolvere belli – vertunt crateras aënos – quem non virtutis egentem – portae bipatentes – arrigere (arma, hastas)*. Manche Wendungen des Ennius sind vor Vergil auch schon durch Lukrez übernommen, so *nox* oder *caelum (axem* Verg., *caeli domus*

Lucr.) *stellis ardentibus (fulgentibus) aptum* oder *(ēdere in* sim.*) luminis oras*[13]. Die ennianische grandiose Steigerung (ann. 292) *hostes vino domiti somnoque sepulti* (in welch letzterem der Gedanke an Ὕπνος, den Bruder des Θάνατος, das *sepultus* evozierte; umgekehrt das besänftigende *leto sopitus*) wird von Vergil Aen. 2, 265 durch Zusammenziehung übersteigert zu der ohne das Vorbild unbegreiflichen Wendung *urbem vino somnoque sepultam*, die dann gar nochmals verkürzt erscheint 3, 630 als *expletus dapibus vinoque sepultus;* als geprägte Wendung hatte schon Lukrez das zweite Glied verwendet 1, 133 *morbo affectis somnoque sepultis;* auch ohne das Zeugnis des Enniuszitates hätte man sicher aus Lukrez und Vergil auf eine ennianisches *somnoque sepultus* geschlossen, aber nur das Zitat läßt uns die Wendung verstehen und die Möglichkeiten der Ausdrucksveränderung erahnen. In diesem Zusammenhang sei auch an das «latente ennianische Sprachgut» bei den Dichtern bis Vergil erinnert[14].

Das Streben nach einer der klassischen lateinischen Prosa gleichwürdigen Dichtersprache beginnt vor Vergil, und zwar neben, aber nicht mit Cicero und Lukrez, nämlich mit den Neoterikern, für uns also mit Catull, besonders in seinen gelehrten Gedichten[15]. Wir sehen davon ab, daß von diesen Dichtern besonders griechische Dichtungen hellenistischer Zeit zu Vorbildern gewählt werden. Aber im Hinblick auf die Neoteriker ist hier eine rein sprachliche Notiz des Cicero über das auslautende *-s* in Wörtern wie *optimus* zu verwerten, orat. 161 quin etiam quod iam subrusticum videtur, olim autem politius ... postremam litteram detrahebant, nisi vocalis insequebatur; ita non erat offensio in versibus, quam nunc fugiunt poetae novi; als Beispiele zitiert er Hexameterausgänge *(omnibu' princeps);* mit den «poetae novi» meint er eben die Neoteriker. Es ist offenkundig, daß Cicero in seinen Reden dieses auslautende *-s* sprach, in seinen Versen aber es gegebenenfalls nach alter Technik vernachlässigte. Also Cicero, der Vollender der klassischen Prosasprache, war nicht nur seiner Anlage nach nicht berufen, auch eine klassische Dichtersprache zu schaffen, er brachte nicht einmal das Verständnis auf für die Bestrebungen der zeitgenössischen Dichter nach diesem Ziel. Freilich ist die Spannung zwischen den beiden literarischen Sprachen nicht vorwiegend im Lautlichen oder auch in den Wortformen gelegen, wohl aber bestimmt hier im Latein erst das Vorhandensein einer anerkannten Prosasprache die neuen Anforderungen der Dichtersprache, so die Abstreifung der als archaisch und überholt wirkenden Gepflogenheiten des ennianischen Verses. Wiederum vollzieht sich, wie kurz zuvor für die Prosa, so nun für die Dichtersprache die Bildung einer sprachlichen Norm durch besonnene Auswahl. Die klassische Prosa gab den neuen Dichtern für ihre Literatursprache den Begriff einer nicht an den Alten, sondern an der gleichzeitigen gebildeten Sprache orientierten Norm und das Streben nach einer solchen.

Dichtersprache und Prosasprache sind, nachdem sie beide ihre artgemäße Norm und ihre klassische Form gefunden haben, durch einen breiten Graben getrennt; doch nicht für lange Zeit. Kaum zur Vollkommenheit entfaltet, stellte nun die

Dichtersprache ihrerseits ihre Vorzüge und Schmuckstücke allen Beflissenen für eigene freie Verwendung zur Verfügung. Und zu diesen Beflissenen gehören alsbald manche Prosaschriftsteller: Als eines der Kennzeichen der Silbernen Latinität nennt man ja das Einströmen dichterischer Wörter und Ausdrucksformen in die Prosa. Daß bei Livius sich dieser Einfluß am stärksten in der Königsgeschichte und überhaupt in der ersten Dekade zeigt und damit wohl eine unmittelbare Einwirkung nicht so sehr der Annalisten als des Ennius verrät, ist schon lang erkannt. Und man darf wohl sagen, daß diese Art der Beeinflussung durch ältere Dichtersprache schon vor Livius ihre Vorläufer hatte, sowohl in den feierlichen Wörtern der Dialoge Ciceros als auch in manchen der sog. Archaismen des Sallust. Bei Tacitus schließlich, der sehr bewußt und gewollt den konventionellen Ausdrucksformen ausweicht, entspringt die Verwendung dichterischer Wörter seinem auf Erregung der Affekte gerichteten Stilwillen. Apuleius aber, offenbar in der damaligen Grammatik bis ins Letzte geschult, nimmt aus aller älteren Literatur, Prosa wie Poesie, wahllos, was immer sprachlich zu überraschen und zu verblüffen geeignet schien. Unstreitig bedeutet für die Prosa, wenn sie derart zu Poesie in Wettbewerb tritt, diese Aufnahme poetischer Sprachelemente nach unserem Urteil keine Veredelung; in jedem Fall aber bezeugt sie die Ablösung der Prosa vom Strom des Lebens der Sprache, und damit eine für die Prosa noch viel gefährlichere Verkünstlichung ihrer Ausdrucksformen.

Auf diese erste bewußte Aufnahme dichterischer Ausdrucksformen in die Prosa folgt schließlich noch eine zweite mehr unbewußte. Nicht nur für die Weitergabe der Dichtersprache, sondern für die Bewahrung des Lateins überhaupt gewinnt speziell die Aeneis eine ganz neue Bedeutung. In den finsteren Jahrhunderten, als das «gute Latein» nur mehr durch den Unterricht der Grammatiker und Rhetoren in intensiver Schulung erworben werden konnte, war Vergil der vornehmste Schulschriftsteller und damit das erste Muster schulmäßigen Lateins. Ohne inneren Maßstab und eigenes Stilgefühl verkannten viele Lehrer dieser Zeit den Unterschied zwischen der Sprache der Prosa und der Dichtung. Wer an der Aeneis literarisches Latein lernte, durfte deren Ausdrucksformen als solche des klassischen Lateins schlechthin betrachten. Daher das merkwürdig reiche vergilische Sprachgut bei den späteren Schriftstellern, auch den Christen. Die verzwickte Wortstellung der späten Prosa, um nur diesen Punkt herauszuheben, verrät aufs deutlichste, daß sie nach Regeln und Vorschriften gehandhabt wird, die die Grammatiker sich äußerlich aus poetischen Texten angeeignet hatten und weitergaben. Es gehört zur Charakterisierung der Dichtersprache und ihrer Wirkung, daß sie in dieser nicht unmittelbaren, sondern abgeleiteten Tradition auch in der späten Prosa weiterlebt.

II. Wichtigste Merkmale der lateinischen Dichtersprache

Dem Dichter ist eine größere Freiheit des sprachlichen Ausdrucks zugestanden als dem Redner; das betonen schon vor dem Bestehen einer klassischen lateinischen

Dichtersprache Cicero und Varro. Ein gleicher Abstand wie ihn die römischen Dichter empfanden zwischen der griechischen Dichtersprache und der ihnen vertrauten griechischen Koiné, schien ihnen auch im Latein erlaubt und angemessen. Ihre erste Bemühung geht dahin, die Sprache erhabener zu gestalten mit ihren Variationen der Ausdrucksformen, denen eine absolute Grenze nur gesetzt ist in der Forderung der Verständlichkeit. Im Wortschatz dienen diesem Streben die seltenen Wörter, zwar nie dialektische wie im Griechischen, aber doch altertümliche und feierliche, etwa aus der religiösen Sprache, dann Metaphern, schließlich für die Dichtung neugeschaffene Wörter. Die Dichter versuchen Spannung zu erregen durch Ungewohntes, so wie sie es an griechischen Vorbildern erlebten; dem nicht gewöhnlichen Inhalt soll eine außergewöhnliche Form entsprechen. Daß das Ungewohnte oft zugleich etwas Altes und Veraltetes, also ein Archaismus ist, ist nicht das Wesentliche, wenn auch der Sprachhistoriker von dieser Tatsache nicht ganz absehen kann.

Viele Besonderheiten der Diktion sind auch rein unter dem Zwang oder Druck des Metrums erschaffen worden, wie schon das Altertum erkannte. Ein Wort wie *imperator* ist im Hexameter unverwendbar, der Dichter muß entweder die Form künstlich dem Vers anpassen *(induperator, imperitare)*, oder er muß Ersatzwörter schaffen wie *ductores*. Das Latein ist nicht eben reich an Wörtern mit der für den Hexameter erwünschten Folge von zwei Kürzen; bemerkenswert sind die Neubildungen, die diesem Mangel abhelfen sollen.

Ihrer Herkunft nach sind die kennzeichnendsten Erscheinungen der Dichtersprache also entweder Archaismen, einschließlich der verkappten und unbewußten Neubildungen der Pseudoarchaismen, oder reine Neologismen, Neubildungen, die meist in Abhängigkeit stehen entweder von griechischen Vorbildern oder von metrischen Forderungen, also lateinische Gräzismen und Metrismen. Wenn wir vom Wortschatz absehen, der Bestandteile aus allen diesen Klassen und dazu viele griechische Lehnwörter aufweist, so verteilen sich die Klassen ziemlich genau auf die Teile der Grammatik: Archaismen begegnen vorwiegend in der Flexion, Neologismen ihrem Wesen nach in der Wortbildung, Gräzismen hauptsächlich in der Syntax. In der Lautlehre findet sich wenig; als charakteristisch seien erwähnt der Pseudoarchaismus des dreisilbigen *duellum* statt echtem zweisilbigem *dvellum*[16] für *bellum*, die hyperurbane Form *cautes* für *cotes*[17], Vergils *vortex* 'Strudel' für *vertex*[18]; an metrisch ausgenutzten Wechsel von *u* und *v*, *i* und *j* sei wenigstens kurz erinnert[19].

1. Archaismen und Formenlehre. Mit dem Terminus »Archaismus«, den man meist auf das klassische Latein bezieht, muß man vorsichtig umgehen; er ist nur sinnvoll in Beziehung auf einen Schriftsteller und die gesprochene Sprache seiner Zeit; fast jeder Fall hat zudem seine Besonderheit. Ein Wort, das zu Ennius' Zeit bereits aus der lebenden Sprache geschwunden ist, ist ein Archaismus des Ennius. In späterer Dichtung sind Archaismen meist Ennianismen: Ein sonst

verschollenes Wort, das Vergil aus Ennius übernimmt, ist für Vergil ein Archaismus oder Ennianismus, ohne für Ennius schon ein Archaismus gewesen sein zu müssen, etwa *mussare*[20]. Ein Wort, das spätere Dichter aus Vergil übernehmen, ist für diese nur ein poetisches Wort, ganz gleichgültig, ob es für Vergil oder gar für Ennius ein Archaismus war. Man darf die Feststellung machen: Lukrez ist in diesem Sinne noch recht reich an Archaismen, Vergil verwendet sie nur in bescheidenem Maß, aber bewußt und zweckvoll, besonders in der Aeneis; Ovid verzichtet als erster gänzlich darauf, von ein paar Sonderfällen abgesehen; er beherrscht die Sprache mit überlegener, manchmal geradezu spielerischer Leichtigkeit, hier wird der Gebrauch der dichterischen Sprache eine reine Technik und bleibt das dann in der Folgezeit.

Wenn man sagt, daß Ovid die poetische Sprache unter Verzicht auf Archaismen handhabt, muß man den Begriff Archaismus prägnant verwenden und vom Poetismus absetzen. Seine Darstellung der Aufnahme des Romulus unter die Götter, die das erwähnte Enniuszitat enthält und also auf Ennius Bezug nimmt, ist eingeleitet met. 14, 806 durch den Satz *posita cum casside Mavors / talibus adfatur divumque hominumque parentem.* Poetisch sind hier *cassis* 'Helm', *ponere* für *deponere* 'niedersetzen', *Mavors* 'Mars', *talibus adfatur*, Gen. pl. *divum*, *parens* 'Vater'; alle diese, ausgenommen allenfalls das letzte[21], waren in vergangener Zeit reguläre Wörter der Sprache und sind es nicht mehr zu Ovids Zeit; aber bei Ovid darf man sie höchstens ihrer Herkunft nach als Archaismen bezeichnen, ihrer Funktion und ihrem Gefühlswert nach sind sie lediglich poetische Wörter und werden als solche empfunden; indirekt ist das natürlich dadurch bedingt, daß sie durch berühmte Stellen älterer Dichtungen allen Hörern vertraut sind.

Den Unterschied zu solchen Poetismen, die zugleich und vorzugsweise als Archaismen empfunden werden, sieht man an einigen der nun folgenden Beispiele der Formenlehre von Nomen und Verbum.

a) Gen. sing. der 1. Dekl. auf zweisilbiges *-āī* ist schon zur Zeit des Ennius ein Archaismus, *silvai frondosai*[22], erst recht natürlich bei Lukrez, *aquai*, *animai*, *materiai;* nachher braucht ihn allein Vergil noch ein paarmal, nur in der Aeneis, teilweise wohl in ennianischen Wendungen, etwa 3, 354 im Versanfang *aulai medio*, 9, 26 *dives equom, dives pictai vestis et auri;* auch 6, 747 *aurai*, 7, 464 *aquai*. Aber schon von den Neoterikern ist er aus der Dichtersprache verbannt: offenbar wirkte er mehr archaisch-steif als poetisch.

b) Gen. *Achillei Ulixei* bei Vergil mit einsilbigem *ei* (statt zeitgenössischem *-is* nach der 3. oder älterem *-ī* nach der 5. Dekl.) ist äußerlich sicher ein Archaismus, aber poetisch geadelt durch Wiederaufnahme der Schreibung *-ei* für *-i*, die eine neue Aussprache *-ei* erzeugte: dadurch wird der Archaismus unmittelbar zum Poetismus. Die Augusteer hat er freilich nicht überdauert, Horaz distrahierte das *-ei* auch zu zweisilbigem *-ĕī*[23].

c) Gen. pl. der 2. Dekl. auf *-um*, bei Vergil Aen. *Danaum (Δαναῶν)*, ferner etwa

regina deum, vi superum, arma virum, equom domitor; Ennius *divom pater* usw. Nach Vergil fast nur noch *deum, virum, socium, Danaum.*

d) Gen. pl. der 3. Dekl. auf *-um* statt *-ium: parentum*, ferner Part. praes. *furentum, cadentum, lacrimantum* usw.; analogisch als Pseudoarchaismus auch bei *i*-Stämmen, etwa *caelestum, agrestum.* Formal ist *-um* bei den Partizipien ein Archaismus; aus Versnot beibehalten, wurde es zu einem anerkannten Bestandteil der poetischen Sprache, vgl. Norden zu 6, 200.

e) Dat.-Abl. pl. *quīs* für *quibus*, die grammatisch normale Form zu Pl. *qui quorum quos*, ist zugleich poetisch und umgangssprachlich; N.-W. II³ 469.

f) Inf. pass. und dep. auf *-ier*, Verg. Aen. 7, 70 *summa dominarier arce*, metrisch erwünscht durch die zwei Kürzen und so des archaischen Charakters entkleidet. N.-W. III³ 225ff.

g) Imperf. der 4. Konjug. auf *-ībat* für *-iēbat*, Vergil *lēnībat, nūtrībat, vestībat* unter metrischem Druck, doch auch ohne solchen *polībant.* N.-W. III³ 317.

h) Fut. *iusso* (für *iubebo* oder *iussero*) ist reiner Archaismus und bei Vergil vermutlich Enniusreminiszenz[24]. In der konventionellen Dichtersprache ist der Typus ebenso aufgegeben wie in der Prosa seit Cicero.

i) Perf. 3. pl. auf *-ērunt* statt *-ērunt*, unter metrischem Druck in *steterunt, adnuerunt*, ohne solchen in *dederunt* Hor. epist. 1, 4, 7. In der Dichtung ist die Form wahrscheinlich Archaismus, sonst aber ist sie allgemein umgangssprachlich: Die Zeugen hierfür sind außer der Horazstelle Plautus, alte Inschr. *dedrot dedron dedro*, romanische Sprachen **dīxerunt*, italien. *dissero*, frz. *ils dirent.*

k) Perf. 3. pl. auf *-ēre* statt *-ērunt.* Das in der Dichtung bevorzugte *-ēre* begegnet nicht nur im Versinnern bei Versnot (*conticuere omnes, effluxere, potuere, voluere petiere*, ihnen gegenüber immerhin vor der bukolischen Diärese *timuerunt* Verg. ge. 1, 468, *cecinerunt* Aen. 5, 524, *tumuerunt* und *posuerunt* Ov. met. 3. 73; 5, 408), sondern auch in *sēdēre ēgēre pressēre* und selbst im Versausgang *dedēre.* – Über das Sprachgefühl Ciceros sind wir hier zufällig unterrichtet: orat. 157 nec vero reprehenderim *scripsere alii rem* (Enniuszitat), et *scripserunt* esse verius sentio, sed consuetudini auribus indulgenti libenter obsequor 'ich habe das Gefühl, *scripserunt* sei richtiger, doch beuge ich mich gern dem Brauch, der dem Ohr schmeichelt'; also er läßt es nur für die Dichtung gelten[25].

2. Gräzismen und Syntax. Zu den syntaktischen Freiheiten und Besonderheiten der Dichtersprache gehören in erster Linie die Freiheit der Wortstellung und die Bevorzugung parataktischer Satzverbindung; so sicher diese Erscheinungen durch griechische Parallelen begünstigt wurden, so wenig ist im Latein ihr ursprüngliches Auftreten als Entlehung zu betrachten. Ein rein lateinischer poetischer Archaismus ist die sog. Tmesis in *qui ... cumque.*

Syntaktische Gräzismen zeigt durchaus nicht nur die Dichtersprache, aber sie zeigt recht auffällige.

a) Poetischer Plural, in seiner Erscheinung und Wirkung emphatisch-expressiv:

Troiae ... ab oris. In der lateinischen Weiterentwicklung ist er vielfach rein metrisch bedingt im Streben nach Wörtern daktylischer Form, wie übrigens im Griechischen auch: das Verhältnis von Abl. sing. *pectore* zu Plur. *pectora* im 5. Versfuß ist ein festes. Bei Neutra der 2. Dekl. von daktylisch-kretischer Form, bei denen das auslautende *-um* sich der Elision widersetzt, ist der Plural der geläufige Ausweg: *gaudia, hordea, otia,* auch *silentia,* selbst *vocabula* für ein einziges Wort (Ov. met. 14, 621)[26].

b) Akkus. der Beziehung, richtig benannt als Accusativus graecus. Bei Adjektiven: *nuda genu, flava comas.* Bei passiven Partizipien: *succincti corda machaeris* Enn., *lacrimis oculos suffusa* Verg., *membra stratus* Hor.; vgl. Norden zu 6, 281.

c) Adverb bei Nomen (außer Typus *male sanus*): *populum late regem* Verg. Aen. 1, 21, *late tyrannus* Hor. carm. 3. 17, 9, gr. *εὐρὺ κρείων*; *ignari ... ante malorum* Verg. Aen. 1, 198, gr. *τῶν πάλαι κακῶν*; Hofmann in Leumann-Hofmann 467 Ziff. b.

d) Ntr. eines Adjektivs quasi-adverbial als innerer Akkusativ beim Part. praes.: *suave olens, dulce ridentem* vgl. gr. *γελαίσας ἰμέροεν* Sappho; *horrendum stridens;* pluralisch *torva tuens.* Seltener beim finiten Verbum: *immane sonat; crudele;* auch *aeternum* 'ewig', Norden zu 6, 401.

e) Typus *opaca viarum, angusta locorum, ardua terrarum.*

f) Adjektivischer Gebrauch von Völkernamen, ein Gebrauch, der freilich auch eine einheimisch-italische Wurzel hat. *Siculae telluris, Tyrrhenum aequor, Italis aris; Argivus ensis, Medus acinaces, Dardana arma, Teucri penates; Marsus aper, Apulus lupus, Gaetulus leo; Thessala venena; Poeno sanguine.* Auch *Ithacus* 'der Ithaker, d. h. Ulixes', wie gr. *Ἴθακος*[27].

g) Gnomisches Perfekt nach dem gr. gnomischen Aorist. Hofmann in Leumann-Hofmann 560 Ziff. b.

h) Verg. Aen. 8, 676 *cernere erat* gr. *ἦν ἰδεῖν.*

i) Inf. pass. statt Supinum: Verg. Aen. 6, 49 *maiorque videri,* Hom. *μέγας εἰσοράασθαι.*

k) Nomin. c. inf. nach Verba dicendi: Catull 4, 2 *phaselus ... ait fuisse ... celerrimus.*

l) Participium coniunctum bei Verba sentiendi: Verg. Aen. 2, 377 *sensit medios delapsus in hostis* gr. etwa *ᾔσθετο καταπεσών.*

Nicht griechischen Ursprungs, sondern Erweiterung lateinischer Gebräuche sind dagegen beispielsweise der reine Akkusativ des Ziels bei Ländernamen, Verg. Aen. 1, 2 *Italiam ... venit,* Liv. Andr. Od. 14 *Graeciam redire,* oder der Dativ des Ziels, Verg. Aen. 5, 451 *it clamor caelo,* Weiterentwicklung aus *tendens manus dis,* dann *caelo.*

3. Metrumswirkung in der Dichtersprache zeigt sich teils in Kunstgriffen der Auswahl, teils in Neubildungen.

A. Verfahren der Auswahl und der Notbehelfe. Die primär vom

Versmaß bedingten Differenzierungen im Wortgebrauch können nur in ein paar charakteristischen Erscheinungen vorgeführt werden. Wörter der Silbenfolgen -∪- (Kretikus) und ∪∪∪ (Tribrachys) sind im Hexameter unverwendbar; zu den kretischen Wörtern gehören auch die an sich daktylischen auf *-um -em -am* (Akk. *filium*, Ntr. *otium*, Gen. pl. *militum*, Akk. *virginem, feminam*), da in Wörtern dieser Gestalt die auf *-m* auslautende Silbe nicht unter Elision vor Vokal gestellt wird[28]. Ennius hat die Aushilfe der metrischen Dehnung aus Homer nicht übernommen, sei es, daß ihm dieser Sprachgebrauch nicht klar durchschaubar war, oder daß er dadurch fürchtete, seinen lateinischen Hexameter der Willkür preiszugeben. So kennt die lateinische Dichtersprache keine metrische Dehnung[29]. Also muß der Dichter Wörter verbotener Form durch andere ersetzen, *nuptiae* durch *thalamus, taeda*, oder *imperator* durch *ductor*[30], auch *certiorem facere* durch *certum facere*[31].

Sofern nur einzelne Flexionsformen unbrauchbar sind, helfen andere Auswegsmöglichkeiten, so bei kretischen Wörtern: a) der poetische Plural *gaudia otia*, oben 2a; b) lautliche Wechselformen: *saecula / saeclis, vincula / vinclis, oracula / oraclum, pericula / periclo;* die Form mit *-cl-* ist ein Archaismus, aus Ennius. Umgekehrt *aspera / aspris*, wo *aspris* eine junge künstliche Form ist; c) bei griechischen Wörtern griechische Kasusformen: *aethera, āera* seit Enn., *aegida; Hectora* zuerst für Accius bezeugt; d) künstliche Tmesis: Verg. Aen. *inque salutatum, inque ligatus;* bei Lukrez noch häufig, in der klassischen Dichtersprache aufgegeben; e) Iterativstamm des Verbums: *imperitare, increpitare* (auch Caesar), *circumvolitare*. Ferner *gratari* (Pacuv. Acc. Verg. Ov.; Liv. Tac.) für *gratulari;* f) Infin. perf. für Infin. praes.: *continuisse* usw. – Die gleichen Auswege auch bei Folge von drei Kürzen; erwähnt seien: Ersatz von *hominibus* in Verg. ge. 2, 10 *nullis hominum cogentibus;* Tmesis in *super unus eram*.

B. Im Hexameter sind Wörter mit zwei Kürzen erwünscht. Solche Formen werden also auch ohne Zwang des Metrums bevorzugt, besonders im 5. Daktylus des Hexameters, etwa mit Formen wie *venatibus* Ov. met. 4, 307 oder dem Plural *pectora*, oben 2a. Stärker aber offenbart sich dieses Streben nach zwei Kürzen in der Wortbildung.

4. Neubildung von Wörtern in der Dichtersprache. Im Wortschatz liegen die eindrücklichsten Kennzeichen der Dichtersprache, und in seinem Bereich fallen die Neubildungen am stärksten in die Augen. Wohl ist nicht für alle Neubildungen das Metrum verantwortlich; aber wo es sich um Neubildungen der Dichtersprache handelt, ist selbstverständlich im Moment der Erschaffung der beabsichtigte Gebrauch im Verse vorschwebend. Als indirekte Metrumswirkungen sind die Ersatzwörter wie *ductor* für *imperator* schon erwähnt. Hier soll nur von direkten Wirkungen in Wortableitung und Wortzusammensetzung gesprochen werden.

A. Wortableitung. Gewaltsam verhilft sich Lukrez zu Ersatzformen für *magnitudo, differentia, pestilentia:* er bildet sie um zu *maximitas, differitas, pestilitas*[32]. – Großen Erfolg hatte *nāvita* für *nauta*[33].

Für die Neutra auf *-mentum* bevorzugt die Dichtersprache die kürzeren auf *-men*[34]*: fragmina -e* für *fragmenta -o, tegmina -e, flamen* 'Windhauch'; eindrucksvoll ist *-āmen* nicht etwa nur in *certamen*, sondern in *fundamen* für *fundamentum*, ferner etwa in *conamen, luctamen, solamen, velamen, libamen, levamen;* geschaffen wurden sie sicher in den Kasus daktylischen Ausgangs auf *-mina -mine;* der Gebrauch der Form auf *-men* folgt nach.

Einem metrischen Bedürfnis kommen entgegen Adjektive auf *-eus*[35] hinter langer (und kurzer) Stammsilbe, Typus *aureus* (und *niveus*). Die Funktion des *-eus* geht bei Dichtern, teilweise in Nachahmung des Griechischen, weit über den ursprünglichen Bereich von Stoffadjektiven hinaus: *femineus virgineus; fulmineus ensis, aequoreus, gramineus*, selbst *funerea frons* (wohl nach ennianischem *populea frus* (Pappel-laub'). Dem Griechischen entlehntes *-eus (Νεστόρεος)* wird auch nach lateinischen Namensformen gebraucht, *Apollineus, Herculeus, Romuleus, Cupidineus.* – Ähnlich werden Adjektive auf *-idus* für den Vers gebildet: *fumidus, limpidus, tabidus, vividus, flaccidus*[36].

Ohne Zusammenhang mit metrischen Bedürfnissen, vielmehr als Wiedergabe griechischer epischer Adjektive auf *-όεις* und Komposita mit *πολυ-* sind im Latein der Dichtersprache in der Funktion von Epitheta ornantia die Adjektiva auf *-ōsus* stark vermehrt worden, die an sich keineswegs poetisch sind (*nebulosus* Cato): *frondosus* (vgl. hom. *ἀκριτό-φυλλος*); *nimbosus; piscosus (scopuli, amnis* Verg.; vgl. hom. *πόντον ἰχθυόεντα); villosus* (sc. *leo*); *squamosus (piscis; squamosum pecus* Plaut. Rud. 942 ist aus der Dichtersprache entlehnt, wie alle *pecus*-Formeln*); lacrimosus (voces* Verg., *bellum* Hor.; vgl. hom. *δακρυόεις γόος* und *πόλεμος).*

Der sehr schwach entwickelte Typus *decōrus canōrus* fand in der Dichtersprache ein paar Fortsetzer: *sonorus, odorus, soporus, honorus.* – Speziell poetisch ist das von Vergil geschaffene *victricia arma*, mit der späteren Nachbildung *ultricia arma*[37].

B. Ausgesprochen individuelle Wortbildungen im Rahmen der dichterischen Sprachtradition, die kaum aus dem Bereich der Morphologie heraustreten, bereichern die Dichtersprache dort, wo aus einseitiger, d. h. grammatisch fehlerhafter Interpretation einer isoliert betrachteten Dichterstelle oder auch aus erlaubter Umdeutung eines gegebenen Wortgebrauchs heraus die sprachliche Variierung neue Wege geht; die hier erforderliche genauere Erläuterung ist in die Anmerkungen verwiesen. Ich meine hiermit hauptsächlich einige Fälle von Heteroklisie. Sehr spät treten *gaza aethera āera* als neutrale Pluralformen auf[38]. Schon alt ist das defektive Adjektiv *inhospitus*, das aus dem Fem. *hospita* 'Gastfreundin' entwickelt ist[39]. Ähnliche Sonderbarkeiten sind das Neutrum *fluentum*[40], das nur in den zwei daktylischen Kasus auftretende Nomen *impes -etis* für *impetus*[41], zu *ales -itis* 'Vogel' der Gen. pl. *alituum*[42]. Ein besonders merkwürdiges Beispiel dieser Art von literarischer Abhängigkeit liefert Valerius Flaccus mit dem Ausdruck *noctem egerere* 'die Nacht verbringen'[43].

C. Komposita der Dichtersprache. Im Hinblick auf Wortzusammen-

setzung ist das Latein ziemlich spröde im Vergleich zum Griechischen. Dort sind die Komposita geradezu kennzeichnend für die Dichtersprache. Wollten die römischen Dichter es auf diesem Gebiet den Griechen gleichtun, so mußten sie sich mit der Sprödigkeit der lateinischen Sprache irgendwie auseinandersetzen.

Als Notbehelf fanden sie die Möglichkeit der Umschreibungen und speziell hinsichtlich der Komposita mit *πολυ-* auch die der Suffixableitungen; die griechischen Adjektiva auf *-όεις* rechne ich hierbei zur Vereinfachung zu den *πολυ*-Komposita, ebenso die Patronymika auf *-ίδης* zu den *-γενης*-Komposita. Für Umschreibungen gebe ich folgende Beispiele: *caelum stellis fulgentibus aptum* Enn. *(οὐρανὸν ἀστερόεντα); Hannibal audaci cum pectore* Enn. *(θρασυ-κάρδιος); cupressi stant rectis foliis* Enn. *(τανύ-φυλλος); magni formica laboris* Hor. *(πολύ-μοχθος); Saturni filie* Liv. Andr. *(Κρονίδη);* freier Verg. Aen. 7, 700 *cygni | cum ... longa canoros | dant per colla modos, sonat ... Asia ... | ... palus* (Hom. *B* 460 *κύκνων δουλιχοδείρων | Ἀσίῳ ἐν λειμῶνι*). Dem gleichen Zweck dienen Ableitungen wie *versutus* Liv. Andr. *(πολύ-τροπος), crinitus* Enn. *(ἀκερσεκόμης),* auch Adjektive auf *-ōsus* (s. oben).

Derartige umschreibende Wiedergaben sind aus der Erkenntnis oder wenigstens aus dem Gefühl heraus erwachsen, daß die lateinische Sprache die unmittelbare Nachbildung griechischer Komposita nur in bescheidenem Maße gestattet. Der hochtragisch gemeinte und das *Nerei simum pecus* des Livius Andronicus überbietende Septenar des Pacuvius tr. 408 *Nerei repandirostrum incurvicervicum pecus* wirkte mit seiner lateinischen Wiedergabe von gr. *ἀγκυλο-χείλης* und *κυρτ-αύχην* auf die späteren Römer, und wohl nicht nur auf diese, eher lächerlich[44].

Immerhin sind einige Bildungen und Bildungstypen in der Dichtersprache rezipiert worden, so *magnanimus μεγάθυμος; auricomus χρυσοκόμης; grandaevus μακραίων,* mit *longaevus, aequaevus* (für *aequalis*), *primaevus.* Besondere Erwähnung verdienen drei Typen[45].

a) die Komposita auf *-fer* und *-ger,* offenbar an sich wegen *furcifer* ein altlateinischer Typus: *ignifer πυρφόρος; letifer θανατηφόρος; frondiferos locos* Naev.; *thyrsiger* Naev. *θυρσοφόρος;* ferner *aliger* (Vogel), *laniger (aries), saetiger (sus)* usw.

b) die Komposita auf *-pēs,* offenbar in Anlehnung an altlat. plur. *quadrupedes* ausgebildet: *aeripes, sonipes (equus,* hom. *χαλκόποδ' ἵππω, καναχήποδες ἵπποι); alipes, cornipes.*

c) verbale Rektionskomposita verschiedener Art, bei denen das Schlußglied verbal ist. *α) velivolus (navis* Enn. ann. 388*);* Komposita auf *-ficus,* darunter ganz sinnentleerte wie *regificus* (Ersatz für *regius* in den unmetrischen Kasus), ferner solche mit quasi-verbalem Vorderglied: *terri- horri-ficus, horri-sonus. β)* Mit partizipialem Schlußglied: *altitonans, arquitenens, suaviloquens, velivolans;* mit *potens: armi- belli- igni- omni-potens;* dieser Typus widersprach dem lateinischen Sprachgefühl so stark, daß er in der klassischen Dichtung nur schwach fortlebt; er ist aber auch nicht griechisch; offenbar entsprang er einer Kontamination der

beiden Typen: Zusammenrückung *suave-loquens bene-dicens* und Zusammensetzung *blandi-loquus bene-dicus*.

5. Wortschatz. Von dichterischen Wörtern war schon mehrfach die Rede, so hinsichtlich der Ersatzgebilde für metrisch unverwendbare Wörter und Wortformen und der Neubildungen mit griechischem oder lateinischem Muster. Doch längst nicht bei allen Wörtern gibt es solche Rechtfertigungen. So soll nun hier die poetische Schicht des lateinischen Wortschatzes noch durch ausgewählte Proben aus verschiedenen Wortklassen belegt werden, an die sich einige Bemerkungen anschließen lassen. Dafür entnehme ich die Beispiele, Wörter und gegebenenfalls auch Wortbedeutungen, vorzugsweise der ersten Hälfte des Alphabetes, wo man dank dem Thesaurus Linguae Latinae der Gefahr irriger Beurteilung durch Unkenntnis wichtiger Stellen weniger ausgesetzt ist.

Vorauszuschicken sind einige Bemerkungen über das Auftreten von Wörtern in der Dichtersprache und zugleich in Sondersprachen. Nicht alle vorwiegend auf Dichtwerke beschränkten Wörter sind damit auch poetische Wörter: die Dichtung führt anschaulich in alle Bezirke menschlicher Regungen, Tätigkeiten und Beziehungen. Die uns erhaltene Prosaliteratur dagegen bietet offenbar nach Inhalt und Darstellung viel weniger Gelegenheit zur Verwendung von vielen auch alltäglichen Wörtern, wie *aura* 'Windhauch, sanfter Wind', *habenae* 'Zügel', *cernuus* 'kopfüber', *fascinare* 'behexen', um von der Erotik zu schweigen: solche Wörter sind in anscheinendem Widerspruch zu ihre Bezeugung nicht dichterisch.

Umgekehrt sind manche Wörter wohl Dichterwörter, aber als solche doch auch von Cicero in seinen philisophischen Dialogen verwendet worden, etwa *astra* oder *flammeus*. – Wenn andererseits dichterische Wörter aus der Sakralsprache, also aus Gebeten oder aus der Sprache der Opfervollziehung stammen, so gehören sie eben dadurch auch weiterhin dieser Sakralsprache an und sind nur als solche in der Dichtung meist häufiger als in Prosa, etwa *caelites, alma (Venus), Diespiter* Horaz[46]; *adorare, grates (agere)*[46a], *daps, litare, adolere* 'entzünden', *mactare* 'opfern, schlachten', *bidens* 'Schaf' (als *hostia*), *furvus* 'niger' *(hostia); alites* '(Weissage-)Vögel', *servare* augural für *observare;* auch wohl *inclutus*. – Aus alter politischer Terminologie ist *orator* 'Gesandter' in die Dichtung eingegangen, aus der militärischen stammt der Ausdruck *macte (virtute esto)*. – Was aus der Bauernsprache in die der Dichter überging, läßt sich schwerer erkennen; *fatiscere -i* 'rissig werden (vom Boden)' mag daher kommen, auch der Gebrauch von *pecus* in *lanigerum pecus* (wonach rein dichterisch, auch von einer Herde, *Nerei simum pecus* Liv. Andr., freier schon *squamosum pecus* Plaut., oben 4 A Ende), endlich das volkssprachliche *cuius -a -um* in Vergils bitter kritisiertem *cuium pecus*[47]. – Auf die besondere gemeinsame emotionale Natur der Zusammenhänge zwischen Dichtersprache und Umgangssprache wurde schon hingewiesen; doch gibt es sicher auch Entlehnungen aus der Umgangssprache in die Dichtersprache, etwa im Bereich der Zärtlichkeit; aber man muß auch selbst mit Entlehnung in umgekehrter

Richtung rechnen, wozu einen etwa Vergilzitate in pompejanischen Wandinschriften ermuntern[48].

Und nun poetische Wörter aus verschiedenen Wortklassen.

Poetische Wörter gibt es ganz unabhängig von einer sie dafür prädestinierenden Bedeutung; am deutlichsten zeigen das die an sich einer Eigenbedeutung ermangelnden Pronomina und gleichartige Adverbien. Reine Archaismen schon bei Ennius und dann Ennianismen bei Vergil sind Dativ *olli, quianam* 'warum', *ceu* 'velut', *pone* 'hinten'; künstlich und pseudo-archaisch ist Vergils *ilicet* 'sofort' (für metrisch unmögliches *ilico*) und *ast* für *at*[49]; zuerst bei Lukrez begegnet *forsan* für *forsitan*, nur bei ihm *donique* für *donec*[50]; von diesen wurden nur Dat. *olli* und *quianam* sowie *donique* nicht in die allgemeine Dichtersprache rezipiert.

Von Verben seien erwähnt als Archaismen: *defit* für *deest; infit* 'beginnt (zu reden)' für *incipit* (sicher aus Ennius); *adfatur; claret* 'leuchtet' und 'ist berühmt'. Künstlich sind *inferre* '(Totenopfer) darbringen' (durch volksetymologische Verknüpfung mit *inferi, inferiae*); *mussare* 'murren, zaudern', *gliscere* 'wachsen'[51]; kühn ist *fervere* 'wimmeln' (Thes. s. v. III B, C). Stark expressiv sind Simplicia für Komposita, teils als Archaismen, teils als Pseudoarchismen: *(con-)solari, (con-)temnere, (in-)tueri, graditur, (re-)linquere, (in-)clinatus* nur Cic., *clinamen* nur Lucr.; *(con-)fidere* (nicht poetisch ist allein das Partizipium *fidens*); noch kühner ist das Grundverbum *(de-)cernere* 'um die Entscheidung kämpfen' an Stelle des sog. Iterativums *(de-)certare*, bei dem allein diese Bedeutung ableitbar zu sein scheint, während *(de-)cernere* nur 'entscheiden' heißen kann[52]. – Bei den Partizipien sind erwähnenswert: *balantes* '(die blökenden) Schafe' seit Enn. (irgendwie nach *μηκάδες αἶγες*); *flāvēns* seit Catull, mit *flāvēre* seit Ovid, ähnlich zu *cānus* 'grau' *cānēns* und *cānēre* seit Verg.; *audens* (für *audax*); *undans (salum, fretum)* seit Enn., *flammans* Lucr. Verg. Merkwürdig ist *comans* 'behaart' seit Vergil[53]. Aus der Umgangssprache stammt *per-osus* seit Vergil, mit dem steigernden *per-* von *per-lubet per-taesus;* als Variation dazu bildet Vergil auch *ex-osus*[54]. Vergils *ausum* 'Wagnis' hat zum Vorbild *conatum* oder *inceptum* bzw. *coeptum*.

Unter den Adjektiven ist der Typus der begrifflich unklaren, nur Begleitgefühle erregenden im Gegensatz zum Griechischen recht klein. Man mag dazu rechnen *torvus* 'wild, grimmig, ferox'[55], *fulvus* 'gelb'[56], *flavus* 'gelb', *glaucus* gr. *γλαυκός*. – Dichterisch, weil offenbar von einem Dichter geschaffen und zuerst gebraucht, sind als Rückbildungen aus Verben auf *-are* die Adjektive *anhelus, festinus, accomodus, belliger;* ähnlich *efferus* als Rückbildung aus *efferatus*. – Nicht ausschließlich dichterisch, aber feierlicher als *fidelis* ist *fidus*. – Eine Variation zu *missile (telum)* ist *volatile (telum* Lucr. Ov., *ferrum* Verg.*)*. – Über poetische Adjektive auf *-eus -idus -ōsus -ōrus* ist unter 4 A gehandelt.

Bei den Substantiven ist der Gebrauch von Ersatzwörtern für die «eigentlichen» Nomina, die *κύρια ὀνόματα*, die auffälligste Erscheinung. Einige Beispiele müssen genügen. Für *dei: divi, caelestes, caelites, caelicolae, superi;* für *pater: parens, genitor, sator;* für *mater: genetrix, creatrix;* für *filius: gnatus, illo satus, generatus,*

quo sanguine cretus, proles; für *caelum: aether, āer, aethra;* für *mare: aequor(a), altum, sal, fluctus, marmor, caerula, pontus, pelagus;* für *vela* 'Segel': *carbasus* fem., *carbasa* ntr. pl., *lintea;* für *remi* 'Ruder': *tonsae*[57]. Man kann diese meist unmittelbar verständlichen Umschreibungen gewissermaßen als normale Dichterwörter bezeichnen; an ihnen ist hauptsächlich ihr Erstauftreten und ihre Verbreitung interessant.

Viel rätselhafter sind im Hinblick auf ihr Auftreten in der Dichtersprache die nicht allzu zahlreichen eigentlichen Glossenwörter von der Art des Adjektivs *torvus;* dialektische Herkunft ist im Griechischen eine einleuchtende Erklärung, nicht aber im Latein. Als Muster eines glossematischen Substantivs sei *aevum* (selten *aevus*) vorgeführt, sicher ein Erbwort, das abgesehen von der Flexion dem gr. *αἰών* entspricht und auch den Ableitungen *aetas* und *aeternus* zugrunde liegt. Als Synonymum zu *aetas vita saeculum* und *tempus tempora* brauchen es die Dichter seit Ennius (trag. und ann.), so Pacuvius, Lukrez, Catull 1, 6, Vergil, Horaz, Ovid. Von anderen Schriftstellern braucht es Plautus nur einmal, in einem Gebet, Poen. 1187 (Anap.) *Iuppiter ... per quem vivimus vitalem aevum*, Cicero nur zweimal, beidemal vom Leben der Seligen, frg. *in beatorum insulis aevum ... degere.* und rep. 6, 13 *locum ubi beati aevo sempiterno fruantur* (was stark erinnert an Lukrez 2, 647 *divom natura ... / immortali aevo ... fruatur*). Stilisierend nennt Sallust die *natura humana* im ersten Satz des Bellum Iugurthinum *aevi brevis;* in einem Fragment braucht er *longissimo aevo;* Livius hat das Wort an vier Stellen. Die Art dieser Prosazitate bestätigt die Herkunft des Wortes aus der Dichtersprache. Erwähnt seien auch die Komposita *grandaevitas* Pacuv. Acc., *grandaevus* Lucil. Verg. Ov., *primaevus* seit Catull 64, 401, *longaevus aequaevus* seit Vergil. Aber woher kommt das Wort in die Dichtersprache? Man wird an die Sakralsprache denken, in der *aevum degere, agere, vivere* im Sinne von *aetatem (vitam)* als Formel bewahrt geblieben wäre; dann wäre aber die dichterische Gebrauchserweiterung nur zu verstehen aus einer Anlehnung an den Gebrauch von gr. *αἰών*. – Solcher verdeckter griechischer Einfluß schuf jedenfalls das dichterische *insomnium* 'Traum' für *somnium* nach *ἐνύπνιον*.

Sicherer als derartiger indirekter Einfluß des Griechischen sind die griechischen Lehnwörter unter den Dichterwörtern zu erfassen. Doch stellen auch sie dem Sprachhistoriker Probleme; natürlich sind rein stoffbedingte wie *aegis*, das fast ein Eigenname und daher unübersetzbar ist, unmittelbar von den Dichtern übernommen. Aber wie steht es mit den Ausdrücken der Seefahrt, *pontus, pelagus, scopulus* oder *carbasus, prora*? Bei *pelagus* beweist die lateinische Flexion *pelagus -i -o*, daß das Wort eine volkstümliche Entlehnung ist; die Dichter übernahmen das offenbar schon eingebürgerte Wort mit dieser Flexion, aber auf Grund ihrer grammatischen Griechischkenntnis gaben sie ihm wenigstens im Nominativ sein neutrales Geschlecht zurück, was den Akkusativ *pelagus* statt *-um* mitbedingte.

Die wichtigsten Kennzeichen und Aspekte der Dichtersprache sollten hiermit zur Sprache gekommen sein. Wenn, wie im ersten Teil ausgeführt wurde, zu einem

klaren Einblick in die Dichtersprache auch die Betrachtung ihrer Entstehung beiträgt, so sollten die in Auswahl vorgeführten Einzelheiten weiter zeigen, wie sich die Beurteilung der Entstehung der Dichtersprache letzlich auch an der Herkunft ihrer einzelnen Bestandteile orientieren muß.

[1] Nach dem Vortrag auf dem Fortbildungskurs in Lausanne am 17. 10. 1946. – Im II. Teil sind die Beispiele vermehrt worden.

[2] Merkmale, Entstehung und Wesenszüge einer Dichtersprache beschäftigen immer wieder die Sprachforscher. Als eines der Themen des auf den Herbst 1939 nach Brüssel einberufenen V. Internationalen Linguisten-Kongresses, dessen Zusammentreten der Kriegsausbruch verunmöglichte, war die Dichtersprache gestellt. Die gedruckten Thesen verschiedener Gelehrter beleuchten die Frage von allen möglichen Seiten, die Bestimmung der Merkmale und Wesenszüge wechselt offensichtlich je nach den Dichtersprachen, aus denen sie abgezogen sind sowie nach den Einzelzügen, die als bestimmend empfunden werden. Vgl. V^me Congrès International des Linguistes, Rapports 94–102; Réponses aù Questionnaire 73–80; Supplément 37–39; Résumé des Communications 23; 63–66 (Bruges 1939).

[3] Wichtigste Literatur zur lateinischen Dichtersprache: A. Cordier, La langue poétique à Rome. Mémorial des Etudes Latines (Festschr. J. Marouzeau, Rev. Et. Lat. vol. 21), Paris 1943, 80–92 (Referat über neuere Arbeiten). – H. H. Janssen, De kenmerken der Romeinsche dichtertaal, Nijmegen-Utrecht 1941 (Inaugurationsrede). – A. Cordier, Etudes sur le vocabulaire épique dans l'Enéide. Coll. d'Etudes Latines, sér. scientif. XVI, Paris, Les Belles Lettres, 1939. Zitiert als Cordier. – Ed. Norden, P. Verg. Maro, Aeneis Buch VI erklärt von Ed. N. (Kommentar zu Vergils Aeneis Buch VI), 3. Aufl., Leipzig 1926. Zitiert als Norden zu 6, 1 (usw). – Ferner sei verwiesen auf die entsprechenden Abschnitte in den Darstellungen der lat. Sprachgeschichte: A. Meillet, Esquisse d'une histoire de la L. L., Paris 1928, 191–205; 217–226. – Fr. Skutsch, Die Lat. Spr., in Kultur der Gegenwart I 8^2, 1907, 455ff. – G. Devoto, Storia della lingua di Roma, Bologna 1940, 213–242. – Zur Prosodie nenne ich: Fr. Vollmer, Röm. Metrik, in Einl. in die Altertumswiss., von Gercke-Norden, I 8, 1923. – Von Grammatiken werden zitiert: Leumann-Hofmann, Lat. Gr. (5. Aufl. von Stolz-Schmalz), im Handb. d. Alt.-Wiss., München 1928. Darin spricht Hofmann p. 818–821 über den poetischen Wortschatz. – Neue-Wagener, Formenlehre d. lat. Spr., 3. Aufl. 1902–1905. Zitiert als N.-W. I^3 I (usw.).

[4] Hor. sat. 1, 4, 41 *neque si qui scribat uti nos / sermoni propiora, putes hunc esse poetam.*

[5] Auch das sagt schon Horaz, ebd. 47 *comoedia ... nisi quod pede certo / differt sermoni, sermo merus.*

[6] Vgl. besonders K. Meister, Die homerische Kunstsprache, Leipzig 1921.

[7] H. Haffter, Untersuchungen zur altlat. Dichtersprache, Problemata Heft 10, Berlin 1934.

[8] Plaut. Pseud. 707 *ut paratragoedat carnufex!* Zitat: Poen. 3 *sileteque et tacete atque animum advortite, / audire iubet vos imperator.*

[9] bei Gellius 1, 24, 2, der sicher zu Unrecht Naevius selbst für den Verfasser hält.

[10] Hor. sat. 1, 4, 8 *(Lucilius) durus componere versus.* 1, 10, 1 *incomposito dixi pede currere versus / Lucili.* 2, 1, 28 *me pedibus delectat claudere verba / Lucili ritu.* Vgl. auch 2, 1, 74ff.

[11] Weiteres bei Cordier 69ff.

[12] An diesem Ausdruck kann man schön die sprachliche Umwertung einer alten Gebetsformel im dichterischen Gebrauch beobachten. Servius überliefert das zugrundeliegende Gebet *adesto Tiberine cum tuis undis* 'komm herbei, o Tiberinus, mit deinen Wogen'; vermutlich sollte das Gebet Dürre abwenden; jedenfalls aber sind die Wogen die persönlichen Helfer des Stromes, das *cum*-Glied ist abhängig vom Verbum *adesto*. Bei Ennius (und Vergil) werden durch *flumen* statt *undae* die Wogen entpersönlicht; bei Vergil Aen. 8, 72 *nymphae .../ tuque o Thybri tuo genitor cum flumine sancto, / accipite Aenean* steht das *cum*-Glied, syntaktisch ganz anders, als Bestimmung beim Flußnamen, fast wie ein Epitheton ornans im Sinne von Homers *Ξάνθου βαθυδινήεντος*. Die Verantwortung dafür fällt wohl schon auf Ennius, ann. 54 *teque pater Tiberine tuo cum flumine sancto* gestattet kaum eine andere Auffassung. Vergil steigert die Feierlichkeit durch *genitor* für *pater* und durch das gräzisierende *Thybri*.

[13] Vgl. dazu M. Niedermann, Glotta 19, 6.

[14] Anonyme Enniuszitate vermutet Norden beispielsweise in folgenden Ausdrücken, auf Grund der Bezeugung bei Vergil und einem anderen Dichter, die beide den Ausdruck unabhängig aus Ennius entlehnten: Plaut. Verg.: *rebus egenis* (Norden p. 372); Acc. Verg.

quisque suos (Norden zu 6, 743); Cic. carm. Verg.: *praepetibus pennis* (zu 6, 15); Lucr. Verg.: *at pater omnipotens* (zu 6, 592); *unde genus* (zu 6, 766); Lucr. Catull Verg.: *pectore ab imo* (zu 6, 55); Catull Verg.: *aere ciere viros* (zu 6, 164f.); *per aequora vectus* (zu 6, 335); Verg. Liv.: *haec ubi dicta (dedit)* (zu 6, 628). Auch hierzu weiteres bei Cordier 69ff. – Auf ennianisches Vorbild deutet auch eine entsprechende Bezeugung dichterischer Wörter, beispielsweise: Plaut. Cic. off. Verg.: *magnanimus* (für *μεγάθυμος* und *μεγαλόφρων*, Fr. Skutsch Kl. Schr. 207f. — Archiv für lat. Lexikogr. 12, 208); Laev. Cic. carm.: *foedifragus;* Acc. Lucr. Verg.: *efferus;* Cic. carm. Lucr. Verg.: *aestifer; flammatus* (auch Catull); Lucr. Verg.: *modis pallentia miris*. Vgl. auch die Ausführungen über *vortex, iusso, ductor, fluenta, impete, alituum* in den Noten [18], [24], [30], [40], [41], [42].

[15] Die Fragmente des dem Catull zeitlich vorausliegenden Laevius (bei Gell. 19, 7) enthalten fast nur sprachliche Künsteleien; natürlich sind sie unter dem Gesichtspunkt der Einmaligkeit ausgelesen.

[16] *bellum* geht zurück auf zweisilbiges *dvellum;* so braucht es zweisilbig Plautus mehrfach in archaisierender Manier (z. B. mit Alliteration *domi dvellique* Asin. 559 Capt. 68); vgl. auch *dvellicus* Plaut. Lucr. Rein poetisch und künstlich ist demgegenüber das von Ennius nach dem Schriftbild DVELLVM für den Hexameterausgang gewagte, von Horaz und Ovid übernommene dreisilbige *duellum;* bei Horaz steht es mehrfach in den Oden. – Auf einer sekundären etymologischen Verknüpfung mit *duo* beruht die spätlateinische und moderne Bedeutung 'Duell'.

[17] *cotes* 'Felsenriffe' bietet die Überlieferung Enn. ann. 421 *de co(n)tibus celsis*, Cic. Tusc. 4, 33, Caes. Gall. 3, 13, 9 *β (cautes α)*, Verg. ecl. ge. Prop. Curt. (4 Stellen); sonst steht seit Vergils Aeneis nur die Form *cautes*. Wenn man in *cotes* 'Riffe' eine übertragene Verwendung von *cos cotis* 'Wetzstein' anerkennt, so ist *cautes* als hyperurbane Form zum poetischen Wort geworden. Man fragt sich freilich, wie Vergil dazu kam, von *cotes* zu *cautes* überzugehen.

[18] *vertex* 'Wirbel, Scheitel, Scheitelhöhe, Wipfel, Gipfel' braucht Vergil sehr häufig; doch Aen. 1, 117 steht die altlat. Form *vortex* 'Wasserwirbel', übrigens fast unmittelbar hinter *vertex* 'Höhe'; vgl. F. Solmsen, Studien zur lat. Lautgesch. 21. Es ist zu vermuten, daß Vergil die Wendung *(navem) rapidus vorat aequore vortex* bei Ennius gefunden hat. Sonst steht die Form noch ge. 3, 241 *vorticibus*, wieder vom Wasserwirbel.

[19] *abiete* usw., s. Leumann-Hofmann 110 lit. d, *genva* und *siluae* ebd. 112 Mitte; vgl. auch Vollmer Metr. 18.

[20] Zu *mussare* s. Leumann in den *Mélanges Marouzeau* (noch nicht erschienen).

[21] Zum alten Gebrauch von *parens* s. K. Meister, Lat.-gr. Eigenn. I 124.

[22] Auf Grund des Gebrauchs bei Plautus wollte Fr. Leo, Plautin. Forsch.[2] 338–345 das *-āī* als zu Plautus' Zeit noch lebendig erweisen. Aber die sichersten Belege stehen in Formeln oder feierlicher Stilisierung; ich verweise auf viermaliges *filiai nuptiis* Aul. 295, 372, 540, 797; vgl. auch Mus. Helv. 2, 253[37].

[23] Leumann, Mus. Helv. 2, 246 u. 252.

[24] Verg. Aen. 11, 467 *cetera qua iusso mecum manus inferet arma*. Cato gebraucht sogar eine Passivform *iussitur*, agr. 14, 1.

[25] Livius gebraucht *-ēre* besonders in der Königsgeschichte und in Buch 21, offenbar als episches Kolorit und in Abhängigkeit von Ennius. Wenn man als ein Hauptmerkmal der Silbernen Latinität, also der Prosa von Livius bis Tacitus, die Verwendung poetischer Wörter und Formen, anders ausgedrückt die Vermischung von Prosa und Poesie bezeichnet, so handelt es sich doch bei Livius eher um Ennianismen oder im weiteren Sinne um Archaismen, nicht um Übernahme dichterischer Ausdrucksweisen der Augusteer. Vgl. Ed. Löfstedt, Komm. 36ff. und 358; Syntactica II 295.

[26] Vgl. besonders Ed. Löfstedt, Syntactica I[2] 35–65.

[27] W. Schulze, Zur Geschichte lat. Eigenn. 541[7] betrachtet *Ἰθαχος* 'Ithakesier' als epichorischen Sprachgebrauch, kaum zu Recht.

[28] Ennius hilft sich vereinzelt mit Hiat, ann. 332 *milia militum octo*.

[29] Metrische Dehnung besteht nur in griechischen Namen durch Übernahme der im griechischen Epos gedehnten Formen: *Pīrithous Πειρίθοος* (für *Πειρίθοος*), *Priamidēs Πριαμίδης* gegenüber *Priamus Πρίαμος*. Zu ihnen gehört sachlich auch *Italia* (und *Ītalus*) gegenüber *Italus:* Lukrez hat *Italus* ⏑⏑ und *Ītalia* -⏑⏑; Vergil hat *Italus* (*-ī -ō* usw.) 40mal als Anapäst, aber mit metrischer Dehnung *Itala* 3mal als Daktylus, dazu *Italia* als -⏑⏑ 44mal. Vgl. Glotta 19, 249. Einzig im Fall *rēligiōnem rēliquiae* (Lucr. Verg.; vereinzelt bei Lukrez *rell-* überliefert, ebenso CIL I[2] 1297) findet man außerhalb der Namen etwas Vergleichbares; doch hat hier die in *repperi rettuli reccidi* beobachtete scheinbare Gemination der einst reduplizierten Formen **re-peperi* usw. das Vorbild geboten. Über *cōnūbiō* und *cōnūbia* s. J. Wackernagel, Festschr. P. Kretschmer, 1926, 289–306. – Namen molossischer Form – – – erscheinen vereinzelt, zunächst nur im Versausgang, als ⏑ – –, wie

wenn die erste Silbe anzeps oder vortonig verkürzbar wäre, so *Orīōn, Sychaeus, Diāna, Gradīvus, Fidēnae, Atīnās* (zu diesen zwei letzten s. W. Schulze, Zur Gesch. lat. Eigenn. 551, Note oben). Hier handelt es sich um eine schon im Griechischen aufgekommene Umkehrung des an epischen Namen durch metrische Dehnung entwickelten Wechsels: *Ἄρηος* ∪ – ∪ und – – ∪, ebenso *Ἀπόλλων*, in das die Länge aus versschließendem *Ἀπόλλωνος* übertragen ist. Das Material findet man mit der verfehlten Beurteilung einer vortonigen Kürzung bei Fr. Marx, Molossische und bakcheische Wortformen in der Verskunst der Griechen und Römer, Abh. Sächs. Akad. d. Wiss., Phil.-Hist. Kl., Bd. 37, 1922, Heft 1, 11ff. Vgl. auch Vollmer, Metrik 19 unten.

[30] *ductor* begegnet ganz vereinzelt vor Vergil in Poesie und Prosa; durch ihn ist es dichterisch geadelt. Vermutlich ist Ennius Schöpfer des Wortes und der Formel *ductores Danaum* (in Nachbildung von Homers *Δαναῶν ἡγήτορες Λ* 816), in welcher Lukrez 1, 86 und Vergil Aen. 2, 14 zusammentreffen. Livius hat das Wort erwartungsgemäß nur in der ersten Dekade, wo bei ihm Ennianismen zu vermuten sind. – *ductor* ist also nicht eine aufgehöhte Form für *dux*, denn dieses war damals noch unbrauchbar im Sinne von *imperator:* es ist im Altlatein nur bezeugt als *ὁδηγός*, Enn. ann. 441 *dux ipse viās*, übertragen Plaut. Pseud. 447.

[31] *certum facere* auch zweimal bei Plautus, Pseud. 18, und in anderer Verwendung, 1097.

[32] *differitas* in Anlehnung an metrisch unbrauchbares *(dis-)similitas; pestilitas* für *-entia* nach *differitas* für *-entia*. Vgl. Leumann-Hofmann Lat. Gr. § 166a, § 167, 2b *β*.

[33] *nāvita* ist eine innerhalb des Lateins unerklärbare Ableitung von *nāvis; nauta* ist nicht daraus synkopiert, sondern ist entlehntes gr. *ναύτης;* also kann *navita* nur eine etymologisch verdeutlichende Umgestaltung von *nauta* sein, möglicherweise in Anlehnung an *navigare* gebildet; vgl. später *navifragus* Verg. für älteres *naufragus*. Der Schöpfer von *navita* mag Ennius gewesen sein oder ein alter Tragiker; bezeugt ist es zuerst bei Plautus Men. 226 und Cato (bei Fest. s. v.), dann in einer Tragikerübersetzung von Cicero (Tusc. 2, 23) und bei den Dichtern seit Catull 64, 174 und Lukrez 5, 223.

[34] Zu *-men* für *-mentum* vgl. Norden, Enn. u. Verg. 27[2].

[35] Zu *-eus* im Hexameter vgl. Leumann-Hofmann 205f.; Bednara, Archiv für lat. Lexikogr. 15, 228; Norden zu 6, 281.

[36] Zu poetischem *-idus* vgl. Leumann-Hofmann 225.

[37] *victrīcia (arma)*, nicht Form eines Adjektivs **victrīcius*, sondern Ntr. pl. nach der 3. Dekl. von dem Femininum *victrīx* (!), ist von Vergil geschaffene Nachbildung zu *felīcia arma*, Fr. Skutsch Kl. Schr. 314ff. (= Archiv für lat. Lexikogr. 15, 39ff.); vgl. J. Wackernagel, Vorles. über Syntax II 54.

[38] *gaza -ae* f., gr. *ἡ γάζα* 'persischer Königsschatz', dann allgemeiner 'königliche Schätze', ist im Latein kein speziell poetisches Wort; man trifft es bei Cicero und Historikern. Die bekannteste Stelle bei Vergil ist Aen. 1, 119 (beim Schiffbruch) *apparent rari nantes in gurgito vasto, / arma virum tabulaeque et Troia gaza per undas;* wem das Wort *gaza* nicht vertraut ist, der wird durch die vorangehenden Plurale des Verbums und der anderen Subjekte dazu verleitet, es als Ntr. pl. aufzufassen. So begegnet es bei Dracontius Orest. 290 *Troica gaza reportat*, auch bei Coripp. Also die neue Flexion beruht auf irrtümlicher grammatischer Analyse der Vergilstelle. Vgl. Thesaurus s. v. – In ganz gleicher Weise erklären sich die späten Ntr. pl. *aethera* und *āera* aus literarischer Abhängigkeit von Vergil, genauer aus der Befolgung von grammatischen Regeln, die auf Schulerklärungen der Aeneis beruhen, durch die Dichter: Anthol. 736, 22 *clara per aethera vivas*, Ven. Fort. Mart. 3, 424 *longinqua per aethera* usw.; zur Umdeutung verleiteten Verse wie Verg. Aen. 8, 526 *tubae mugire per aethera vagor* (nach Enn. ann. 531 *clamor ... per aethera vagit*). Erst der gallische Rhetor Ennodius wagte daraufhin in seiner hochkünstlichen Prosa auch einen neutralen Singular *aether* zu gebrauchen (Thes. s. v. 1149, 45), so *aether ... arundo proscindit*, als Singular zu dem pluralisch aufgefaßten Verg. ge. 1, 406 *(avis) secat aethera pennis*. Das Neutrum und die 3. Dekl. waren für die Grammatiker indiziert durch das syntaktisch gleich gebrauchte *per aequora* neben *aequore* und *aequor*. – Die Akkusative *aethera* und *āera* wurden von Cicero Lukrez und Vergil fast gleich gebraucht, Verg. Aen. 1, 300 *per āera*, Cic. Arat. 47f. *ales Avis ... geminis secat aera pennis*. Entsprechend hat wiederum neben anderen auch Venantius Fortunatus *āera* als Ntr. pl. (Thes. s. v. p. 1047, 8ff.), und ebenso trat daneben ein Neutr. sing. *āer* (Thes. l. c. Zeile 1).

[39] Die Vorgeschichte von **inhospitus* hat J. Wackernagel, Vorles. über Syntax II 55 in den Hauptlinien gekennzeichnet. Zu *cliens* und *hospes*, bei denen eine charakterisierte Femininform kaum zu entbehren war, wurden schon in vorliterarischer Zeit die anomalen Motionsfeminina *clienta* und *hospita* gebildet; beide sind bei Plautus wohl bezeugt. Das ist die Ausgangssituation. Die Dichtersprache seit Vergil (dem alle folgenden Beispiele entnommen sind) verwendet das Fem. *hospita* auch neben Ortsbezeichnungen,

zunächst nur in Prosopopoeie *o terra hospita* (wohl nach einem gr. *ξένη χθών, γῆ* Soph. O. C. 1256, 1705), dann aber mit Umdeutung der substantivischen Apposition in ein adjektivisches Attribut; denn die gleiche Form wird auch als Ntr. pl. verwendet neben *aequora;* wohl gemerkt, es existieren vorläufig noch keine anderen Kasusformen als die auf *-a*. Daß eine Umdeutung zum Adjektiv erfolgt war, lehrt noch einwandfreier die nur bei einem Adjektiv mögliche Bildung einer negierten Form, die in genau gleicher Verwendung auftritt, einerseits *inhospita Syrtis*, anderseits plur. *inhospita saxa*. Der ungezwungene Gebrauch bei Vergil macht nicht den Eindruck, es seien alle vier Neuerungen erst von ihm vollzogen worden; mindestens *o terra hospita* wird älter sein.

[40] Von *fluentum* 'Strömung' ist vor Apuleius eine Singularform nur einmal belegt, im Homerus latinus (Silius) 783 *iuvenem ... Xanthi lāvēre fluento;* das Vorbild ist Verg. Aen. 4, 143 *Xanthique fluenta*. Bis auf Apuleius ist auch vom Plural nur die Form auf *-a* bezeugt, immer im Versende, Lucr. 5, 949 *umori(s) fluenta*, Verg. Aen. 6, 327 *rauca fluenta* (sc. *Cocyti*), ge. 4, 369 *Aniena fl.*, Aen. 12, 35 *Thybrina fl.*, bei Sil. *Ticina* und *Thrasymenna fl.;* Catulls *fluentisonus* läßt sicher vermuten, daß *fluenta* älter ist als Lukrez. Bei solcher Bezeugung stammt es aus den Annalen des Ennius. Morphologisch aber kann dieses «Monoptoton» *fluenta* nur neutrale Pluralform des Part. *fluens* sein, genau wie das *silenta (loca)* des Laevius (bei Gell. 19,7, 7), eine archaische Form für *fluentia*, wie das *-um* für *-ium* im Gen. pl. der Partizipien wie *cadentum*. Vgl. Leumann-Hofmann 196 lit. a*a;* zu *silenta* auch 257 oben, 329 Mitte. – Der weitere Gebrauch von *fluentum* ist ein Musterbeispiel dafür, wie ein vergilisches Wort durch den Grammatikunterricht in die spätere Prosa Aufnahme findet; die Belegreihe im Thesaurus ist unmißverständlich.

[41] Von dem bei Dichtern als Ersatz für *impetus -ūs* gebrauchten Substantiv *impes -etis* ist fast nur bezeugt der Ablativ *impete* für das metrisch unmögliche *impetū*, nämlich durch Gellius 19, 7, 7 für Laevius mit *magno impete*, dann bei Lukrez 14mal, meist im 6. Buch (138–334), darunter 13mal im 5. Daktylus und hierbei als Versausgang je 2mal *i. tanto* und *i. miro*, je einmal *i. magno* und *i. recto;* nachher vereinzelt bei Ovid, Silius, Statius und späten Dichtern. Allein Lukrez braucht ein einziges Mal auch den Genitiv, 6, 327 *impetis auctum;* als Nominativ dient ihm (neben *vīs*) das normale *impetus*, z. B. 6, 128; 337, wie schon dem Ennius, ann. 386 al. Man darf aus diesem Gebrauch auf einen Versausgang *impete magno* bei Ennius schließen. Morphologisch ist ein Wurzelnomen *impes* als Maskulinum undenkbar. Die neue Ablativform *impete* ist vermutlich eine für den Hexameter geschaffene »heteroklitische« Singularbildung zum Plural *impetibus* (von *impetus;* belegt nur Lucr. 1, 293), etwa nach dem (ennianischen, Norden zu 6, 15) Vorbild von *praepetibus pinnis* und *praepete ferro*. Also erste Ersatzform für *impetu* ist *impetibus*, zweite nur indirekt, vom Plural aus, *impete*. Vgl. Leumann-Hofmann 200 oben.

[42] *āles -itis* 'Vogel' hat als Gen. pl. im Hexameter für die unverwendbare Form *alitum* eine »heteroklitische« Form *alituum*, äußerlich nach der 4. Dekl.; sie ist beschränkt auf Lukrez mit fünf Stellen, Vergil mit einer, und auf einige spätere Dichter. Der alte Gebrauch ist folgender: Lucr. 5, 1039 *a. ... genus;* 5, 801 und 1078 *genus a. variaeque volucres;* 6, 1216 *a. genus atque ferarum;* Verg. Aen. 8, 27 *a. pecudumque genus;* und schließlich Lucr. 2, 928 *ova | ... alituum*. Danach ist die Form geprägt in der Wendung *alituum genus*, allenfalls *genus alituum*, unzweifelhaft von Ennius. Aber was ist es für eine Form? Neben *genus* kann ebensowohl ein Gen. pl. wie ein Adjektiv stehen, Ennius braucht beispielsweise *genus altivolantum* und *genu(s) pennis condecoratum;* nach meiner Meinung ist von Ennius nach dem Nebeneinander von *praepes perpes* und *perpetuus* zu *ales* (das Accius als erster bezeugt, und zwar als Adjektiv: *angues ingentes alites*) ein *genus alituum* 'das geflügelte Geschlecht' geschaffen worden. Die Grammatiker aber interpretierten *alituum* als Gen. pl., daher der Gebrauch bei Lukrez und Vergil. Vgl. Leumann-Hofmann 261 lit. d; auch Ernout-Meillet Dict. Et. s. v. *ala*, Debrunner Idg. Forsch. 46, 88.

[43] Eine fast unbegreifliche Fehlinterpretation einer Vergilstelle, dazu schon in früher Kaiserzeit, entdeckte ich bei Valerius Flaccus. Statt *noctem agere, exigere* gebraucht er, sprachlich ganz unverständlich, den Ausdruck *noctem egerere* 'die Nacht (sorgenvoll usw.) verbringen', nur in passiver Form: 5, 298 *tristior at nunquam tantove paventibus ulla | nox Minyis egesta metu;* 8, 454 *tota querellis | egeritur questuque dies*. Wie kommt er dazu? Wir lesen Verg. Aen. 6, 514 *namque ut supremam falsa inter gaudia noctem | egerimus, nosti* 'denn wie wir die letzte Nacht unter falscher Freude verbrachten, weißt du'. Natürlich ist dieses *egerimus* Konj. perf. zu *ago egi*. Aber die Interpretation als Ind. praes. zu *egerere* ist antik, Gloss. II 370, 36 *διάγω ἀντὶ τοῦ διατρίβω · dego ... egero: falsa inter gaudia noctem egerimus*. Und rein grammatisch ist sie sogar ohne Anstoß, bei Vergil ist in indirekter Frage neben dem Konjunktiv auch der Indikativ wohlbezeugt, 6, 614 *inclusi poenam exspectant. ne quaere doceri | quam poenam, aut quae forma viros fortunaque mersit* (vgl. Norden zur Stelle). Inhaltlich aber steht die unter schwerer Furcht verbrachte traurige Nacht einer

unter falschen Freuden verbrachten so nahe, wie man es für literarische Abhängigkeit verlangen darf. – Wem diese Deutung von *nox ... egesta metu* und *querellis / egeritur ... dies* nach Vergils *ut ... noctem / egerimus, nosti* allzu ungeheuerlich vorkommt, der sei erinnert an einen Bericht, der uns zufällig lehrt, was den Grammatikern an flüchtiger oder abstruser Interpretation durch Nichtbeachtung der Satzstruktur zuzutrauen ist. Gellius 6, 2 bewahrt uns diese instruktive Probe mit der Interpretation eines maskulinen Akkusativs (!) *cor* durch Caesellius Vindex in Enn. ann. 382 *quem credidit esse meum cor?*, das sei *'ecquale putat cor habere me?'* Dabei lautete der vollständige Text: 'der mutige Hannibal rät mir ab vom Kriege, er, den mein Herz für den stärksten Anrater zum Kriege hielt', *quem credidit esse meum cor / suasorem summum ... belli.* Ähnliches findet man in Scholien und Kommentaren.

[44] Quintilian inst. 1, 5, 65–70 mit dem Abschlußurteil über die Komposita: *sed res tota magis Graecos decet, nobis minus succedit.*

[45] Vgl. Cordier 215ff.; Leumann-Hofmann 250 § 179.

[46] Sonstiges Vorkommen von *Diespiter:* Inschriften, Plautus in Formeln, Varro ling.; s. Mus. Helv. 2, 258[46].

[46a] Zu *grates* vgl. Leumann Gnomon 13, 34f., Frisk Eranos 38, 26ff., Wistrand Eranos 39, 17ff.

[47] Zu *cuius -a-um* und zur Vergilstelle s. J. Wackernagel Vorles. über Syntax II 81.

[48] Das Zusammentreffen des romanischen Femininums **gaudia -ae* (frz. *la joie*) gerade in Gallien mit dem rein poetischen Plural lat. *gaudia* gestattet kaum eine andere Erklärung als die des »gesunkenen Kulturguts«.

[49] *ast* ist auch in Ciceros Briefen vereinzelt überliefert; unverständlich.

[50] Das Verhältnis der drei Formen ist folgendes (vgl. Thurneysen im Thesaurus): altlat. *dōnicum* aus *dōne quom* 'bis wenn'; daraus *dōnec* seit Plautus, etwa wie *nōn* aus *noinom;* künstlich *dōnique* zu *dōnec* nach *neque* neben *nec.*

[51] Zu *gliscere* s. F. Sommer, Krit. Erl. 56ff.

[52] Zu *cernere* für *certare* s. Gnomon 13, 31.

[53] Man denkt bei *comans* 'behaart' natürlich an lat. Umsetzung vom gr. *(χάρη) κομόωντες;* doch dann muß die Einführung lange vor Vergil liegen, da er es nicht auf Menschen anwendet. – Es gibt im Latein eine ganze Anzahl denominativer Formen auf *-ans* für und neben erwartetem *-atus:* wie *comans* neben *comatus* etwa *stellans* neben *stellatus;* auch *animans* neben *animatus;* die Erklärung bleibt noch zu suchen; bei *flammans* und *flammatus* ist das Nebeneinander weniger befremdlich. Vgl. auch Leumann-Hofmann 251 oben.

[54] Zum steigernden *per-* von *per-bene per-lubet* usw. s. M. Leumann, Festschr. J. Wackernagel 342f., zu *per-taesus per-osus* auch Glotta 29, 170f., zu *per-osus exosus* auch Norden zu 6, 435.

[55] Zu *torvus* s. Glotta 21, 198; erster Beleg Enn. ann. 76 *quem ... tam torviter increpuisti*

[56] Zu *fulvus* s. Glotta 21, 195.

[57] Zu *tonsae* 'Ruder' s. Ed. Schwyzer, Ztschr. f. vergl. Sprachf. 63, 53f.